

# Der Duft neuen Lebens

Gedanken zur biblischen  
Weihnachtsbotschaft



Klaus Einspieler  
Michael Kapeller



# DER DUFT NEUEN LEBENS

## Gedanken zur biblischen Weihnachtsbotschaft

Klaus Einspieler  
Michael Kapeller



**Katholische Kirche Kärnten**  
BISCHÖFLICHES SEELSORGEAMT

#### Autoren:

Klaus Einspieler (Kapitel I, III, V und VI)

Michael Kapeller (Hinführung, Kapitel II, III und VII)

Die biblischen Texte wurden der Einheitsübersetzung der Heiligen Schrift von 2016 entnommen.

#### Bilder:

Klaus Einspieler (S. 108, 130)

Heinz Ellersdorfer (S. 24, 46, 90, 134)

Georg Haab (Titelbild, S. 86, 112, 152)

Teresa Haab (S. 174)

Landesmuseum Kärnten (S. 156)

Rosmarie Schiestl, Schatzkammer Gurk (S. 64, 68)

Dieter Schütz / pixelio.de (S. 42)

**Layout:** Druck- & Kopiezentrum des Bischöflichen Seelsorgeamts der Diözese Gurk / Christina Maderthoner, 9020 Klagenfurt

**Druck:** Christian Theiss GmbH, 9431 St. Stefan

#### Rechte:

2018, 9020 Klagenfurt

bei den Autoren

#### Bestellungen:

Behelfsdienst der Diözese Gurk,

Tarviser Straße 30, 9020 Klagenfurt

Tel.: 0463/5877-2135,

E-Mail: behelfsdienst@kath-kirche-kaernten.at

# Inhaltsverzeichnis

- 007 Vorwort
- 013 Hinführung: Der Duft von Weihnachten  
(Michael Kapeller)
- 023 I. HERKUNFT UND ZUKUNFT  
Die Vorfahren Jesu (Klaus Einspieler)
- 045 II. BERUFUNG UND SENDUNG  
Die Einkehr des Engels Gabriel bei Maria  
(Michael Kapeller)
- 067 III. RINGEN UND REIFEN  
Josef, der Gerechte (Michael Kapeller)
- 089 IIII. BEGEGNUNG ENTFACHT  
PROPHETISCHES FEUER  
Maria und Elisabet (Klaus Einspieler)
- III V. NIEDER-KUNFT  
Die Geburt Jesu (Klaus Einspieler)
- 133 VI. DIE EHRE GEBEN  
Die Huldigung der Sterndeuter aus dem Osten  
(Klaus Einspieler)
- 155 VII. WOHLGERUCH SEIN  
Die Taufe Jesu und das Besondere  
am Christsein (Michael Kapeller)



# Vorwort

Liebe Leserin, lieber Leser,

auf die Frage, welches Fest im Laufe eines Jahres die stärksten sinnlichen Eindrücke hinterlässt, haben uns viele Menschen spontan geantwortet: Weihnachten. Bei näherem Nachfragen wurde rasch klar, dass damit auch der Advent und die gesamte Weihnachtszeit gemeint sind. In der Tat – in unseren Breiten ist Weihnachten ein Fest der Sinne. Es ist geprägt von der Spannung zwischen Finsternis und warmem Kerzenschein, vor allem aber ist der Gedanke an diese Zeit mit intensiven Düften verbunden. Das ist vor allem dann der Fall, wenn Menschen von Erinnerungen aus ihrer Kindheit erzählen. Dass Düfte tiefe Spuren in unserem Gedächtnis hinterlassen, ist heute allseits anerkannt.

Zu Weihnachten feiern wir, dass Gottes Sohn Mensch, das Wort Fleisch geworden ist (Joh 1,14). Daher liegt es in der Natur dieses Festes, dass es mit allen Sinnen gefeiert wird. Dasselbe gilt natürlich für alle anderen Feste und das christliche Leben allgemein. Wenn das Wort Fleisch geworden ist, muss es auch in unserem Leben Gestalt annehmen, schließt der Glaube die Leiblichkeit mit ein. Ein bloß innerlicher Glaube oder innere Freude werden dem Kern des Christentums noch

nicht gerecht. Der Duft der Weihnachtszeit vermittelt somit etwas Wesentliches.

Was aber sind die prägenden Duftmarken dieser Zeit? Neben süßem Gebäck und Tannenzweigen wird immer auch der Weihrauch genannt. In vielen Familien wird auch heute noch am Heiligen Abend, zu Silvester und am Vorabend des sogenannten Dreikönigstages ein Gefäß mit Weihrauch durch die Wohnräume getragen. Es ist der Auftakt des Festes und verleiht ihm so eine besondere Note. Im einführenden Kapitel ist davon ausführlich die Rede.

Da das Räuchern, wenn möglich mit Weihrauch, wohl die ursprünglichste Duftmarke der Weihnachtszeit ist, haben wir uns zum Ziel gesetzt, dieses Geschehen mit den biblischen Texten über den Ursprung und die Geburt Jesu ins Gespräch zu bringen. Dabei ist uns klar geworden, dass der gesamte Vorgang mit all seinen Elementen Züge in sich birgt, die auf die Botschaft des Advents und der Weihnachtszeit verweisen. Dies wird in sieben Kapiteln des Buches entfaltet. Die Kohle steht für Herkunft und Geschichte. Jesus ist kein Mythos. Er wird in eine konkrete Familie und ein Volk hineingeboren. Damit beginnen unsere Überlegungen. Für die glühende Kohle braucht es eine feuerfeste Schale. Sie ist nach oben hin offen zu empfangen. Ähnliches erfahren wir von Maria, die Gottes Zuwendung wie ein

Gefäß in sich aufnimmt. Dann kommen die Weihrauchkörner. Sie sind das Harz des Weihrauchbaums. Um sie zu gewinnen, muss er immer wieder angeritzt, also verwundet werden. So ist er ein Bild für Josef, dem die außergewöhnliche Berufung seiner Verlobten Maria viel abverlangt. Freilich können die Weihrauchkörner ihren Duft erst entfalten, wenn sie mit der Wirkung des Feuers in Berührung kommen. In der Bibel ist es ein Bild für Gottes Geist, der Totes zum Leben erweckt. Wer bei einem der Gottesdienste der Weihnachtszeit die Weihrauchschwaden beobachtet, kann entdecken, wie sie sich nach einer Weile von oben wieder herabsenken. Das ist die Botschaft des Weihnachtsevangeliums – Gottes Sohn ist herabgestiegen. Anders als beim Weihrauch ist dies jedoch der Beginn von allem und nicht die Folge menschlichen Bemühens. Daher wird erst im folgenden Kapitel das Symbol des aufsteigenden Weihrauchs erschlossen. Es ist ein Zeichen unserer Hingabe an Gott, die in der Erzählung von den Sterndeutern sichtbar wird. Bis zu diesem Punkt liest sich das Buch wie ein Schaubild. Es bringt quasi zeitlos Gültiges zum Ausdruck. Nun mag sich die Leserschaft fragen, wie sich all das denn auf ihr Leben übertragen lässt. Wenn Weihnachten mit Menschwerdung zu tun hat, ist diese Frage nicht nur berechtigt, sondern entscheidend. Die Antwort darauf geben der Apostel Paulus und eine russische Legende. Mehr sei an dieser Stelle noch nicht verraten.

Ohne Zweifel ist auch die Kunst eine Möglichkeit, dem Wort Gestalt zu verleihen. Daher hat das Bild im Christentum schon früh eine wichtige Rolle gespielt. Bezeichnenderweise sind auf den Flügelaltären häufig Szenen der Kindheitsgeschichte Jesu dargestellt. Prof. Heinz Ellersdorfer hat sein reiches Bildarchiv geöffnet, um dieses Buch mit Darstellungen gotischer Schnitzwerke aus Kärnten zu bereichern. Sie dienen nicht nur der Verschönerung, sondern entfalten den Kerngedanken des Buches – das Motiv der Menschwerdung, das keinen Bereich menschlichen Schaffens ausschließt.

Danken möchten wir auch unseren Kollegen Georg Haab und Rosmarie Schiestl, die für jeden Bilderwunsch ein offenes Ohr hatten.

Wir wünschen Ihnen, liebe Leserin, lieber Leser, dass Ihnen dieses Buch so manchen verborgenen Aspekt der Weihnachtsgeschichte erschließt und Sie inspiriert, auf dem Weg Ihrer Menschwerdung voranzuschreiten.

*Klaus Einspieler*  
*Michael Kapeller*





# Hinführung: Der Duft von Weihnachten

*Michael Kapeller*

Rasch ziehen sich die Sonnenstrahlen zurück und die Schatten werden länger. Früh gewinnt an den letzten Tagen des Jahres das Dunkel die Herrschaft über das Licht. Meist wird dieser Wechsel erst bemerkt, lange nachdem er sich vollzogen hat. Heute aber ist dies anders. Noch vor Einbruch der Dämmerung versammelt sich die Hausgemeinschaft vor der Eingangstür. Der Hausälteste trägt eine Messingpfanne an einem Holzstiel. Darin glost ein Buchenscheit. In der kalten Luft steigen die feinen Rauchfäden gut sichtbar zum Himmel. Aufmerksam werden auf das Holz getrocknete Kräuter, Palmkätzchen und Weihrauchkörner gelegt. Beinahe augenblicklich breitet sich starker Rauch aus, der von Knistern und Zischen begleitet wird. Unwillkürlich rückt die Hausgemeinschaft näher zusammen.

In vielen Alpentälern ist das Räuchern zu Heiligabend, Silvester und am Abend vor „Dreikönig“, dem Hochfest der Erscheinung des Herrn, bis heute fixer Bestandteil gelebter Volksfrömmigkeit. Darin drückt sich ein

tiefes Wissen über die Zusammenhänge zwischen den Abläufen der Natur und den unterschiedlichen Phasen menschlichen Lebens aus. Schließen wir uns nun dieser Hausgemeinschaft an und lassen uns hineinführen in dieses besondere Ritual der Weihnachtszeit. Beginnen wir mit dem Zeitpunkt des Räucherns. Es erfolgt meist am späten Nachmittag oder frühen Abend. In manchen Gegenden jedoch wird, wie eingangs beschrieben, bereits vor Sonnenuntergang geräuchert. Denn von alters her gilt die Nacht als Zeit der Bedrohung, der Gottesferne und des Todes. Das Dunkel, das sich über alles legt und alle Konturen unkenntlich macht, ist Symbol für das Abgründige im Menschen und in dieser Welt. Oft genug ist dieses Negative schwer zu erkennen, denn nur zu gerne möchte es verborgen bleiben und greift doch zerstörerisch ins Leben ein. Die Nacht hat aber noch eine andere, eine lichtvollere Seite. Sinnbilder dafür sind der Mond und die Sterne. Sie vermögen selbst das Dunkel der Nacht zu erhellen. Wer das nächtliche Firmament betrachtet, kann etwas von der Weite des Universums und der Größe Gottes erahnen. So ist besonders die Nacht eine Zeit der Begegnung mit Gott. Das Räuchern noch vor Sonnenuntergang macht deutlich: Wer um das Licht weiß und sich an ihm orientiert, vermag das Dunkel der Nacht und des Lebens zu bewältigen. Dieses Licht aber, das selbst die Nacht nicht zu bezwingen vermag, verweist auf Christus. Er ist die Sonne, die niemals untergeht.

Langsam und andächtig setzt sich die Hausgemeinschaft in Bewegung. An der Spitze dieses Zuges schwenkt der Hausälteste rhythmisch die rauchende Pfanne. Treppauf und treppab führt sie ihr Weg vom Obergeschoß bis in den Keller und von der Garage bis in die Küche. Jeder Raum, jeder Gang und jeder Winkel des Hauses wird betreten und soll erfüllt werden von diesem besonderen Duft. Doch ist das Gehen nicht nur Mittel zum Zweck. Vielmehr wird auf diesem Weg durch das Haus wie im Zeitraffer der Lebensweg des letzten Jahres abgeschrieben. Dabei steigen aus der Erinnerung freudige und traurige Erlebnisse, fröhliche Abende und belastende Konflikte, würdige Feierlichkeiten und der Schmerz schwerer Krankheit auf. Gesehen wird darüber nicht. Jeder hat seinen eigenen Weg zu gehen. An den Orten aber, an denen man sich versammelte, um miteinander zu lachen, zu weinen, zu streiten und sich wieder zu versöhnen, weiß sich die Hausgemeinschaft wie durch ein unsichtbares Band verbunden. Die Aufmerksamkeit richtet sich jedoch nicht nur auf das letzte Jahr. Durch den Rauch hindurch wird der Blick förmlich entgrenzt, ragt zurück in frühere Zeiten und macht auch diejenigen wieder präsent, die bereits verstorben sind. Im Haus und in der Hausgemeinschaft haben sie ihre bleibenden Spuren hinterlassen und leben in Erzählungen weiter. Sie sind gleichsam der unsichtbare Teil der Familie, der an diesem Tag wieder stärker ins Bewusstsein tritt.

Immer wieder verlangsamt der Hausälteste sein Tempo, verweilt in den einzelnen Räumen und kontrolliert dabei mit prüfendem Blick die Glut und die Räuchermischung. Je nach Bedarf lässt er einige Weihrauchkörner, Palmkätzchen oder Kräuter auf das verglühende Holzschicht rieseln. So bleibt der Rauch gleichmäßig und der Duft intensiv. Bei der Räuchermischung steht jedoch nicht der fein abgestimmte Geruch im Vordergrund, sondern die tiefere Bedeutung der sorgsam ausgewählten Zutaten. Beginnen wir bei den Palmkätzchen. Sie wurden bereits im Frühjahr geschnitten und dann am Palmsonntag zur Erinnerung an den Einzug Jesu in Jerusalem zur Kirche getragen. Seither wachen sie vom Herrgottswinkel herunter über die Hausgemeinschaft. Von ihnen erhoffen sich die Bewohner Schutz für das Haus und eine reiche Ernte. Die nächste Zutat dieses Räuchergemischs hat die Wärme und Fülle des Sommers in sich gespeichert. Im August wurden die Kräuter gesammelt, zu einem Sträußchen gebunden und am 15. August zu „Mariä Himmelfahrt“, dem Hochfest der Aufnahme Mariä in den Himmel, in der Kirche gesegnet. Mit ihnen verbindet sich die Hoffnung auf Heilung von Krankheiten bei Mensch und Tier. Am längsten aufbewahrt werden aber mussten die Weihrauchkörner. Sie wurden bereits zu Dreikönig erstanden und harren seither, sorgsam in einer Büchse verstaut, darauf, entzündet zu werden. Sie erinnern an die Begegnung der Weisen aus dem Osten mit dem Heiland

der Welt im Stall von Betlehem. Ihr feiner Duft ist wie eine Treppe, die Irdisches und Himmlisches verbindet und den Menschen auf Gott, seinen Schöpfer und Erlöser, verweist. In den einzelnen Bestandteilen dieser Räuchermischung erschließt sich also bereits die Bedeutung dieses weihnachtlichen Rituals: Im Räuchern erbittet die Hausgemeinschaft von Gott Schutz, Heilung und Segen für das kommende Jahr. Neues beginnen aber kann nur, wer Altes abgeschlossen und das Belastende aufgearbeitet hat. Dazu braucht es noch eine weitere Komponente. Diese findet sich im Rauch selbst. Von alters her wird ihm eine reinigende Wirkung zugesprochen. So soll durch das Räuchern alles Negative des letzten Jahres „vertrieben“ und eine gute Atmosphäre für den Start in ein neues Jahr geschaffen werden.

Schon setzt sich der Zug wieder in Bewegung. Ohne Absprache hat jeder darin seinen Platz gefunden. Den Abschluss bildet die Hausmutter. Mit Bedacht setzt sie ihre Schritte, denn in ihren Händen trägt sie eine kostbare Schale, gefüllt mit Wasser. Immerfort taucht sie einen kleinen Tannenzweig in das Gefäß und versprengt das geweihte Wasser auf die Bewohner und alle Gegenstände des Hauses. Wie kleine Perlen haften diese Wassertropfen an Schränken, Tischen und Fensterscheiben, aber auch an Haarbüscheln, Pullovern und Jacken. Rascher als sich der Rauch verzieht,

werden diese Wassertropfen wieder verdunsten. Was durch sie sichtbar wurde, aber wirkt weiter. Denn das Weihwasser erinnert an den Neuanfang, den Gott in der Taufe mit dem Menschen gesetzt hat, und an die dauerhafte Verbindung, die er mit ihm eingegangen ist. In der Osternacht hat die Hausmutter das neu geweihte Wasser in einer Flasche nach Hause getragen. Seither hat sie den Kindern damit immer wieder ein Kreuz auf die Stirn gezeichnet und dabei gemurmelt: „Der Herr segne und behüte dich. Er lasse sein Angesicht über dich leuchten und sei dir gnädig. Er schaue auf dich und schenke dir seinen Frieden.“ Heute erbittet sie diesen Schutz und Segen für das ganze Haus, für all seine Bewohner und für alle Besucher, die im letzten Jahr zu Gast gewesen sind.

Getragen wird der Brauch des Räucherns vom Gebet. Vom ersten Schritt an und bis zum letzten Schritt begleitet es die Hausgemeinschaft auf ihrem Weg. Mit kräftiger Stimme beginnt der Hausälteste mit dem Rosenkranz. Vielstimmig antwortet die Hausgemeinschaft auf die einzelnen Rufe. Mehr noch als der Rauch, der unaufhaltsam der Räucherpfanne entsteigt, und der Duft, der das ganze Haus erfüllt, wirkt das Gebet reinigend und heilend. Besonders deutlich wird dies, wenn der Hausälteste mit dem Ruf „Sanctus, sanctus, sanctus“ ein weiteres Gebet anstimmt und alle gemeinsam fortsetzen: ... „Gott, Herr aller Mächte und

Gewalten. Erfüllt sind Himmel und Erde von deiner Herrlichkeit. Hosanna in der Höhe. Hochgelobt sei, der da kommt im Namen des Herrn. Hosanna in der Höhe.“ Diese vertrauten Worte aus der heiligen Messe verbinden diesen weihnachtlichen Brauch mit der Quelle des Glaubens, der Bibel. Denn der Heilig-Ruf ist dem Buch Jesaja entnommen und macht in seiner dreifachen Wiederholung deutlich: Die Größe und Herrlichkeit Gottes sprengt Raum und Zeit und lässt sich sprachlich nicht fassen. Zugleich jedoch erfüllt Gottes Herrlichkeit Himmel und Erde. Gott lässt sich also in seiner Fülle vom Menschen aufspüren und ansprechen. Der zweite Teil des Heilig entstammt dem Neuen Testament. Mit den Worten aus Psalm 118 ruft die Menschenmenge im Matthäusevangelium Jesus bei seinem Einzug in Jerusalem ihr Hosanna zu. Dieser Jubelruf drückt aus: Jesus ist der von Gott gesandte Christus, der Retter und Heiland der Welt.

Damit neigt sich der Weg der Hausgemeinschaft dem Ende zu. Jeder Winkel des Hauses duftet nach diesem speziellen Räuchergemisch und das versprengte Weihwasser gibt Zeugnis von der Bitte um Gottes Segen. Ein weiteres Mal führt der Hausälteste die Hausgemeinschaft in das Wohnzimmer. Vor der großen Kommode macht er halt. Dort türmt sich eine Krippenlandschaft auf, mit mächtigen Bergen im Hintergrund und mit einem Stall, Hirten und einer Schafherde

im Vordergrund. Von allen Seiten drängen Mensch und Tier heran. Die Futterkrippe in der Mitte jedoch ist leer. Auf das Nicken der Hausmutter hin legt das jüngste Kind behutsam das Jesuskind auf das harte Stroh. Stille kehrt ein. Selbst das Gebet verstummt. Plötzlich leuchtet das Geheimnis von Weihnachten auf: In Jesus Christus ist Gott Mensch und damit einer von uns geworden, verletzlich in einem wehrlosen, schutzbedürftigen Kind. Gott möchte beim Menschen ankommen und von ihm aufgenommen werden. Zugleich gibt er ihm ein Beispiel, es ihm gleich zu tun. Diese Botschaft ist einfach und klar: Mensch wird man nicht, indem man sich selbst groß macht, sich behauptet, seinen Vorteil erkämpft und sich durchsetzt. Mensch wird man vielmehr, indem man das Kleine beachtet, aufmerksam auf das Wohlergehen des Nächsten bedacht ist und sein Leben mit anderen teilt. Entscheidend aber ist: Mensch wird man, indem man sich dem Leben anvertraut und sich wie ein kleines schutzbedürftiges Kind von Gott und seinen Mitmenschen aufnehmen, stärken, helfen und aufrichten lässt. Das Wagnis, so zu leben, mag groß sein. Die Begegnung mit diesem göttlichen Kind aber vermag den Menschen von innen her zu verwandeln. Dann verliert die Angst vor möglichen Gefahren ihr Gewicht, es macht sich Mut zu Neuem breit und an die Stelle von Resignation und Schwere treten kindliche Zuversicht und Unbeschwertheit.

Vor der Eingangstür findet das Räuchern seinen Abschluss. Mittlerweile ist es dunkel geworden. Der Hausälteste stellt die Räucherpfanne auf der Terrasse ab. Immer noch entströmt ihr feiner Duft. Die Schale mit dem Weihwasser aber hat bereits ihren Platz im Vorraum gefunden. Die Hausgemeinschaft löst sich rasch auf. Alle eilen in ihre Zimmer. Letzte Vorbereitungen werden getroffen. Das Fest kann beginnen.





# HERKUNFT UND ZUKUNFT

## Die Vorfahren Jesu

Klaus Einspieler



Die Sippe Jesu: In der Mitte dargestellt sind Anna mit ihrer Tochter Maria und ihrem Enkel Jesus auf dem Schoß. Links neben ihr befinden sich der Gatte der Salome und Kleopas, rechts ihr Gatte Joachim und Josef, der Verlobte Marias. Predella des Flügelaltars von Maria Gail, 1510-1520. Foto: Heinz Ellersdorfer.

<sup>1</sup> Buch des Ursprungs Jesu Christi, des Sohnes Davids, des Sohnes Abrahams: <sup>2</sup> Abraham zeugte den Isaak, Isaak zeugte den Jakob, Jakob zeugte den Juda und seine Brüder. <sup>3</sup> Juda zeugte den Perez und den Serach mit der Tamar. Perez zeugte den Hezron, Hezron zeugte den Aram, <sup>4</sup> Aram zeugte den Amminadab, Amminadab zeugte den Nachschon, Nachschon zeugte den Salmon. <sup>5</sup> Salmon zeugte den Boas mit der Rahab. Boas zeugte den Obed mit der Rut. Obed zeugte den Isai, <sup>6</sup> Isai zeugte David, den König. David zeugte den Salomo mit der Frau des Urija. <sup>7</sup> Salomo zeugte den Rehabeam, Rehabeam zeugte den Abija, Abija zeugte den Asa, <sup>8</sup> Asa zeugte den Joschafat, Joschafat zeugte den Joram, Joram zeugte den Usija. <sup>9</sup> Usija zeugte den Jotam, Jotam zeugte den Ahas, Ahas zeugte den Hiskija, <sup>10</sup> Hiskija zeugte den Manasse, Manasse zeugte den Amos, Amos zeugte den Joschija. <sup>11</sup> Joschija zeugte den Jojachin und seine Brüder; das war zur Zeit der Babylonischen Gefangenschaft. <sup>12</sup> Nach der Babylonischen Gefangenschaft zeugte Jojachin den Schealtiël, Schealtiël zeugte den Serubbabel, <sup>13</sup> Serubbabel zeugte den Abihud, Abihud zeugte den Eljakim, Eljakim zeugte den Azor. <sup>14</sup> Azor zeugte den Zadok, Zadok zeugte den Achim, Achim zeugte den Eliud, <sup>15</sup> Eliud zeugte den Eleasar, Eleasar zeugte den Mattan, Mattan zeugte den Jakob. <sup>16</sup> Jakob zeugte den Josef, den Mann Marias; von ihr wurde Jesus geboren, der der Christus genannt wird. <sup>17</sup> Im Ganzen sind es also von Abraham bis David vierzehn Generationen, von David bis zur Babylonischen Gefangenschaft vierzehn Generationen und von der Babylonischen Gefangenschaft bis zu Christus vierzehn Generationen.

*(Mt 1,1-17)*



Und wieder geht ein Tag zu Ende. Der alte Priester Zacharias ergreift eine Schale mit Räucherwerk. Auf dem Altar funkelt bereits glühende Kohle. Bald wird der Weihrauch zum Himmel emporsteigen und mit ihm die Gebete Israels. So ist es im ehrwürdigen Tempel von Jerusalem seit Generationen üblich. Zacharias ahnt noch nicht, dass in den nächsten Augenblicken ein neues Kapitel im Leben seiner Familie und seines Volkes beginnt.

Was mag diesem Moment wohl vorangegangen sein? Für gewöhnlich folgt die Vorbereitung eines Gottesdienstes immer derselben Abfolge von Tätigkeiten. Lange bevor der Priester zum Altar tritt, haben seine Helfer bereits ein Feuer entfacht und warten nun darauf, im rechten Augenblick die glühenden Kohlen zu entnehmen. Jeder hat seine Aufgabe und sieht es gar nicht gern, wenn Dritte in dieses Geschehen eingreifen und damit das wortlose Ineinander von Handreichungen stören. So ist es bis heute in mancher Sakristei üblich. Wenn etwas Besonderes gefeiert wird, holt der Mesner Kohle hervor. Er legt sie auf einen Rost, nimmt ein Streichholz und entzündet einen Kerzenstumpfen, der sich einige Zentimeter unter der Kohle befindet. Bald beginnen kleine Funken zu sprühen. Rauch steigt auf und das schwarze Material verwandelt sich in Glut. Im Weihrauchfass liegt noch ein wenig vom Räucherwerk vergangener Feiern. Wenn die Kohle eingelegt



wird, verspürt die Nase bereits eine Ahnung von dem, was sie im Gottesdienst erwartet.

Wechseln wir den Ort. Es dämmt. Bald werden die Abendglocken läuten. Nun beginnen die letzten Vorbereitungen für den Heiligen Abend. Die Großmutter legt einige sorgsam ausgewählte Buchenscheite in den Herd und schürt das Feuer an. Immer wieder überzeugt sie sich von der Beschaffenheit der Glut. Schließlich öffnet sie die Herdplatte. Mit einer Schaufel entnimmt sie die hell funkelnden Holzreste und legt sie in eine Pfanne. Alles ist bereit. Dann greift sie zum Räucherwerk.

Das Räuchern, sei es im Heiligtum oder zu Hause, beginnt also für jene, die von Beginn an am Geschehen beteiligt sind, mit der Bereitung der Kohle. Doch auch sie selbst hat eine lange Geschichte. In früheren Zeiten rauchte es auch in unseren Gegenden aus zahlreichen Meilern. Köhler errichteten aus großen Holzscheiten kunstvolle kegelförmige Haufen. In der Mitte befand sich ein Schacht, der Quandel. Das Holz wurde mit Tannenästen, Gras oder Moos bedeckt. Darauf wurden dann Lösch und Erde geschichtet. So wurden die Scheite unter einer luftdichten Oberfläche begraben. Dann wurde der Meiler durch den Feuerschacht in der Mitte entzündet. Der Köhler musste den Brennvorgang genau beobachten. Der Meiler durfte nämlich weder



erlöschen noch vollständig abbrennen. Wenn alles gut ging, konnte man am Ende die Schutzschicht entfernen. Das Holz darunter war zu Kohle geworden.

Noch faszinierender mutet die Geschichte der Steinkohle an. Vor etwa 300 Millionen Jahren waren manche Gegenden der Erde von einer üppigen Vegetation geprägt, die wir uns heute kaum vorstellen können. Baumhohe Farne und Gewächse sorgten für einen wahren Überfluss an Pflanzen. Sie starben ab, fielen in den Sumpf und wurden von Zeit zu Zeit mit Sedimenten überlagert. Diese verhinderten die Verwesung. Später wurden diese Schichten tiefer nach unten gedrückt. Das Wasser entwich, der große Druck und die daraus folgende Hitze aber verwandelten das pflanzliche Material zu Kohle. Bei ihrer Förderung kommen heute ganze Baumstämme, Farnblätter und Sonstiges in versteinelter Form wieder zu Tage.

Beenden wir nun unseren Abstecher ins Reich der Kohle. Wir haben gemerkt, dass sich vieles davon auf unser Leben übertragen lässt. Kohle hat eine Herkunft. Sie ist der schwarze, bröckelnde Rest einst schier unerschöpflichen Lebens. Kommt sie mit Feuer in Berührung, entfesselt sie jene Energie, die von den Pflanzen zeit ihres Lebens gespeichert wurde. Freilich betrachten wir diesen Vorgang angesichts der dabei frei werdenden klimaschädlichen Gase heute mit gemischten



Gefühlen. Das ist jedoch dem maßlosen Gebrauch geschuldet. An sich können wir festhalten: Selbst jene Vergangenheit, die so weit zurückliegt, dass jegliches Leben zu Stein geworden ist, hält noch Energie, Lebenskraft, für uns bereit. Eine tröstliche Erkenntnis, die uns das Lehrbuch der Natur eröffnet. Nichts auf dieser Welt ist vergebens. Auch was scheinbar vergangen ist, hinterlässt seine Spuren und eröffnet manchmal sogar über Erdzeitalter hinweg neue Möglichkeiten, Leben zu gestalten.

So verhält es sich auch mit unserer eigenen Vergangenheit. Keiner von uns lebt für sich allein. Als junger Mensch ist man noch das letzte Glied einer Reihe von Vorfahren. Mehr Zukunft als Vergangenheit. Je älter wir werden, desto mehr Generationen stehen vor uns. Die Kinder, Enkel und Urenkel machen uns zu Ahnen. Generation um Generation rücken wir ein wenig weiter nach hinten. Mit jedem dieser Schritte wird einst die Erinnerung an uns ein Stück mehr verblassen. Wie bei Fotos, die mit der Zeit vergilben. Eines Tages kennt niemand mehr die dargestellten Personen, auch wenn die Gesichter noch erkennbar sind. Wir werden zum namenlosen Vorfahren. Nur Tauf- und Sterbebücher bewahren noch für einige Zeit unsere Namen. Und dennoch haben wir einen festen Platz in der Geschichte. Ohne uns würde es die nachfolgenden Generationen mit diesen Gesichtszügen und Eigenschaften nicht



geben. Es wird nicht egal gewesen sein, dass wir gelebt haben. Das gilt nicht nur im biologischen Sinne. Durch unsere Beziehungen werden wir einst ein Teil des Lebens jener sein, die nach uns kommen werden.

Betrachten wir das Geschehen von der anderen Seite. Immer mehr Menschen beschäftigen sich mit Stammbäumen und Familiengeschichten. Sie ahnen, dass sie darin eine Antwort finden können, wer sie sind. Gewiss, wir sind freie Wesen, können uns so oder anders entscheiden. Und doch merken wir, dass wir oft nicht so handeln, wie es sinnvoll wäre. Wir können, wie man so schön sagt, aus unserer Haut nicht heraus. Wer bescheiden genug ist, wird wohl auch angesichts des Gelingens erstaunt bekennen, dass er nicht alles aus sich selbst heraus vollbracht hat. Dabei haben wir zunächst unsere unmittelbaren Vorfahren im Blick, an denen wir viel von uns selbst ablesen können. Doch ahnen wir, dass wohl auch sie von jemandem geprägt worden sind – von unseren gemeinsamen Ahnen.

Ahnentafel und Steinkohle haben also viel gemein. Wer den Querschnitt eines Kohlevorkommens untersucht, kann mit geschultem Auge noch erkennen, wie die Pflanzen, Schicht um Schicht mit Sedimenten bedeckt, zu Torf und Kohle geworden sind. Dabei ist nicht jede Schicht gleich ergiebig. Bei Stammbäumen ist es nicht anders. Im Rückblick halten wir uns bei manchen



Generationen besonders gerne auf. Es sind die goldenen Zeiten, geprägt von beeindruckenden Personen. Phasen des Scheiterns aber lassen wir gerne beiseite. Nachdem sich die Zahl der Vorfahren mit jeder Generation verdoppelt, ist es zudem bald unmöglich, alle zu erfassen. Damit sind wir nahezu gezwungen, auszuwählen. Eine lückenlose Ahnentafel wäre über einen großen Zeitraum hinweg eher ein undurchdringlicher Wald als ein Stammbaum. Biologisch gesehen haben wir also mehr Vorfahren als wir geschichtlich fassen können. Das hat die moderne Forschung eindrucksvoll bewiesen. Mittels Analyse des Erbguts kann man heute sogar feststellen, wieviel vom Neandertaler in uns steckt. Was einmal gewesen ist, hinterlässt unauslöschliche Spuren.

Wie die Kohle, so kann auch eine Ahnentafel eine Quelle der Kraft sein. Das Leben unserer Vorfahren lehrt uns, wie man Schwierigkeiten bewältigt. Immerhin haben sie alle das Erwachsenenalter erreicht. Sie haben Kriege, Naturkatastrophen, ja sogar die Pest und andere Seuchen zumindest so lange überlebt, dass sie das Staffelholz des Lebens wenigstens an einen Nachkommen weiterreichen konnten. Wir sind die Nachfahren von Lebenskünstlern, die es über Millionen von Jahren geschafft haben! Welche Lebensenergie, die in uns wohnt, die unseren Körper immer wieder an neue Lebensumstände gewöhnt hat! Er ist das Meisterwerk



einer unendlich langen Entwicklung und lässt uns die Größe des Schöpfers erahnen. Wir haben keinen Grund, ihn gering zu achten oder zu vernachlässigen.

Doch nicht nur das leibliche, auch das geistige Erbe lebt in einer Ahnentafel weiter – die Kunst, sein Leben zur Sprache zu bringen, zu denken, die Schöpfung zu bearbeiten und vieles mehr. Krisen wie Sternstunden sind darin verborgen. Menschen, die uns in vielem Vorbild sein können, aber auch manche, an deren Taten noch spätere Generation zu tragen hatten oder haben. Es liegt an uns, wie wir diese Quelle erschließen. Auch aus dem Scheitern lässt sich lernen. Die Geschichte, so belastend sie manchmal sein kann, ist eine Quelle der Kraft und Inspiration. Wir bestaunen die großartigen Kunstwerke der Vergangenheit, schätzen die Gemütlichkeit alter Bauernhäuser, ziehen hoffentlich aus den scheußlichen Verbrechen der Geschichte die richtigen Lehren und fühlen uns in der Landschaft geborgen, die durch Jahrhunderte hindurch von unseren Vorfahren geformt worden ist. All das ist ein Teil von uns, das Vermächtnis unserer Ahnen.

So mag es nicht wundern, dass der Evangelist Matthäus seine Schrift mit einem Stammbaum eröffnet (Mt 1,1-17). Das bisher Gesagte gilt nämlich auch im Blick auf Jesus. Er war Mensch, eingewoben in die große Geschichte allen Lebens. Er gehörte einer Familie an, war



als Jude Nachkomme Abrahams und Davids und damit Erbe einer besonderen Geschichte. Auch sein Stammbaum birgt geballte Lebenskraft, Krisen und Scheitern. Und in besonderer Weise wird darin erkennbar, dass der Mensch auf seinem Weg nicht allein ist. Israel deutet seine Geschichte von Beginn an von Gott her. Ohne ihn lässt sich das Leben nicht verstehen. Die Gemeinschaft mit ihm ist die Quelle jener Lebenskraft, der das jüdische Volk bis heute sein Bestehen verdankt, obwohl es fast zwei Jahrtausende ohne die Sicherheit staatlicher Einrichtungen ausgekommen ist.

Nachdem das Matthäusevangelium den Reigen neutestamentlicher Schriften eröffnet, lautet der erste Satz des Neuen Testaments also: „Buch des Ursprungs Jesu Christi, des Sohnes Davids, des Sohnes Abrahams“ (Mt 1,1). Damit wird der Leser zum einen an den Beginn der Bibel verwiesen. Auch in der Genesis wird vom Ursprung in der Gestalt von Geschlechterfolgen berichtet (Gen 5,1), ja sogar die Schöpfungserzählung als Ganze ist eine Geschichte der Entstehung (Gen 2,4). Wer vom Menschen Jesus spricht, kommt also nicht umhin, ihn auf dem Hintergrund allen Lebens zu betrachten. Für dieses aber gilt ausnahmslos, dass es geworden ist. Als Mensch steht Jesus wie wir alle im großen Strom des Werdens. Zum anderen werden zwei Vorfahren beim Namen genannt. Matthäus hätte eine große Auswahl gehabt. Dass er gerade diese beiden erwähnt, ist also



kaum dem Zufall geschuldet. David war nach dem Scheitern seines Vorgängers Saul der erste bedeutende König Israels. Mit ihm verbunden ist die Verheißung, sein Haus und sein Königtum werden auf ewig bestehen bleiben (2 Sam 7,16). Sie ist die Grundlage der Hoffnung Israels auf den Messias. Er soll aus dem Haus Davids stammen und seinem Volk den Frieden bringen. Es ist naheliegend, dass im Buch des Ursprungs eines Mannes Namens Jesus, der den Ehrentitel „Christus“ trägt, David keinesfalls fehlen darf. Christus ist nämlich das griechische Wort für den hebräischen Ausdruck Messias. Auf diesen Gesalbten richtet sich die Hoffnung des Volkes Israel. Jesus ist also der Messias der Juden. Anders verhält es sich mit Abraham. Gewiss, auch er ist eng mit dem Gottesvolk verbunden. Immerhin ist er sein Stammvater, der Großvater Jakobs, dem Gott einst den Ehrennamen Israel – Gottesstreiter – gegeben hat. Mit Abraham beginnt etwas Neues. Er wird von Gott mit der Verheißung, dass durch ihn alle Sippen der Erde Segen erlangen werden (Gen 12,3), auf den Weg geschickt. Eben diese Verheißung, das erste Wort, das Gott zu ihm spricht, ist auch das letzte, das er von ihm vernimmt: „Segnen werden sich mit deinen Nachkommen alle Völker der Erde, weil du auf meine Stimme gehört hast“ (Gen 22,18). Obwohl also Abraham der Stammvater Israels schlechthin ist, wird mit ihm zugleich auch die Völkerwelt in den Blick genommen. Seine Erwählung fasst bereits alle Menschen ins



Auge, sein Glaubensweg soll ihnen einen Zugang zu Gott eröffnen. So ist Jesus nicht nur der Messias der Juden, sondern der Mittler göttlichen Segens für alle Menschen. Welche Überfülle der Verheißung die Geschichte des Alten Testaments in sich birgt! In Jesus soll sie ihre endgültige Bestätigung erfahren.

Nach der Überschrift, die zugleich Programm ist, beginnt Matthäus aufzuzählen: „Abraham zeugte den Isaak, Isaak zeugte den Jakob ...“ (Mt 1,2). So verhält sich das Leben – wir empfangen und geben weiter. Generation um Generation. Wer die biblischen Erzählungen kennt, wird in dieser Aneinanderreihung von Namen alte Bekannte finden, etwa Jakob, David oder Salomo. Er weiß, dass ihre Geschichte einen großen Schatz an Lebenserfahrung bereithält. Weil in Israel das Wort besonderes Gewicht hatte, konnte man ihn bis zur Zeit Jesu, ja bis heute, bewahren. Zu den meisten Namen aber haben selbst kundige Bibelleser keinen besonderen Bezug. Doch auch diese Vorfahren braucht es, um weit mehr als ein Jahrtausend Geschichte zu durchschreiten. Am Ende gibt uns der Evangelist den entscheidenden Hinweis: „Im Ganzen sind es also von Abraham bis David vierzehn Generationen, von David bis zur Babylonischen Gefangenschaft vierzehn Generationen und von der Babylonischen Gefangenschaft bis zu Christus vierzehn Generationen (Mt 1,17). Drei mal vierzehn lautet also die Formel, um von Abraham



zu Christus zu gelangen. Da die Zeitabstände der drei Epochen sehr unregelmäßig sind, war hier wohl die ordnende Hand des Schreibers am Werk. Es geht Matthäus also um mehr als den biologischen Nachweis der Herkunft Jesu. Zwischen den Epochen stehen einschneidende Gestalten. Mit David beginnt die Zeit der Könige. Der mittlere Teil des Stammbaums liest sich demnach wie ein Verzeichnis der Könige, die in Jerusalem herrschten, wobei nicht alle genannt werden. Dann wird die Babylonische Gefangenschaft erwähnt. Sie ist kein Vorfahre, sondern eine Epoche. Trotzdem steht sie am Wendepunkt zum letzten Teil, der uns in die Zeit Jesu führen soll. Es ist also anzunehmen, dass sich in der Angabe „vierzehn“ mehr verbirgt als eine Ziffer, die sich zufällig dreimal wiederholt. Ist es am Ende der Name David? Das Dalet ist nämlich der vierte Buchstabe des hebräischen Alphabets und das Waw der sechste. Zählt man vier, sechs und vier, die Mitlaute des Namens David, zusammen (die Selbstlaute a, e, i, o, u werden im Hebräischen nicht geschrieben), kommt man auf die Zahl vierzehn. Die Botschaft würde also lauten: Jesus ist der Nachkomme Davids schlechthin. Der Stern am Geburtsort Jesu in Betlehem weist mit seinen vierzehn Zacken auf diese Deutung hin.

Bei näherer Betrachtung fällt zudem auf, dass Matthäus manchmal vom eintönigen Schema „Abraham zeugte den Isaak, Isaak zeugte ...“ abweicht. So nennt er als



Nachkommen Jakobs nicht nur Juda, sondern auch seine Brüder. Aus ihnen ist nämlich später das Zwölfstämmevolk Israel erwachsen. Es bildet die Großfamilie, in die Jesus geboren wurde. Noch interessanter aber sind die Frauen, die Matthäus anführt. Nicht etwa die großen Stammmütter wie Sara, die Frau Abrahams, sondern Tamar, Rahab, Rut und die Frau des Urija. Von ihr kennen wir auch den Namen, trotzdem wird er nicht genannt. Soll damit etwa an das Versagen just jenes David erinnert werden, der unter den Vorfahren Jesu eine Schlüsselstelle einnimmt? Er hatte sich diese Frau angeeignet, obwohl sie verheiratet war. Ihr Ehemann Urija, dessen im Stammbaum Jesu gedacht wird, aber musste in der ersten Reihe in den Krieg ziehen, wo ihn, wie von David heimtückisch geplant, der sichere Tod ereilte. Welch widerlicher Missbrauch königlicher Macht! Die Bibel legt auch die Fehler der großen Gestalten ungeschminkt offen. Und sie ehrt das Gedenken an die Opfer. Zudem fällt auf, dass all diese Frauen keine Israelitinnen waren. Sie stammten aus anderen Völkern. Rut kam zum Beispiel aus dem benachbarten Moab im heutigen Jordanien. Sie wurde die Urgroßmutter Davids. Ohne die Ausländerin Rut hätte es also den Begründer des Großreiches Israel nicht gegeben. Und auch sein Nachfolger Salomo, der den Tempel erbaut hat, wurde von einer ausländischen Mutter geboren – Batseba, der Frau des Hetiters Urija. In der Familie Jesu finden sich also Vorfahren, die erst ins



Volk Israel aufgenommen worden sind. Israel definiert sich nämlich nicht allein über die Abstammung. Über die Frauen halten auch andere Nationen Einzug in die Ahnentafel Jesu.

Der Vollständigkeit wegen sei noch erwähnt, dass auch Lukas einen Stammbaum Jesu vorlegt (Lk 3,23-38). Er reicht bis Adam, dem ersten Menschen. Damit steht Jesus mit beiden Beinen in der Menschheitsfamilie. Dass Adam von Gott stammte, aber deutet auf die Bezeichnung Jesu als Sohn Gottes hin. Insgesamt nennt Lukas siebenundsiebzig Generationen, also elf Geschlechterreihen mit sieben Personen. Damit läuft alles auf Jesus zu, der an der symbolträchtigen Stelle mit der doppelten Sieben steht. Die Zeit der Fülle ist da. Faszinierend, welche Einblicke Matthäus und Lukas in das „Familienalbum“ Jesu gewähren. Freilich haben beide einen entscheidenden Schönheitsfehler. Ihr Stammbaum ist nämlich genau genommen jener des Josef. Dieser aber ist eben nicht der Vater Jesu. Das entscheidende „Josef zeugte den Jesus“ fehlt. Darüber wird nun zu sprechen sein.

Hätte Johannes das Ringen seiner beiden Evangelistenkollegen um Namen und Geschlechterfolgen gekannt, wäre ihm wohl kaum mehr als ein mildes Lächeln über die Lippen gekommen. Sein Evangelium beginnt zwar wie die Bibel mit den Worten „Im Anfang“ (siehe



Joh 1,1 und Gen 1,1), wie die Schöpfungserzählung der Genesis spricht auch sein Prolog immer wieder vom Werden, doch das entscheidende Wort im Blick auf Jesus Christus ist das Sein. Alles Irdische und bisher Dagewesene vermag seine eigentliche Herkunft nicht wirklich zu erschließen. Er ist eben nicht der Sohn des Zimmermanns Josef. Selbst die großen Gestalten des Alten Testaments reichen nicht aus, um seiner Sendung Vollmacht zu verleihen. In ihm begegnen wir nämlich dem göttlichen Wort selbst. Es ist immer schon gewesen und ist Gott (Joh 1,1). Diese Seite lässt sich jedoch nur im Glauben erschließen. Man kann sie nicht ergraben wie längst vergangene Zeitalter der Erdgeschichte oder Urkunden vergangener Geschlechter. Durch das Wort, das nie begonnen hat zu sein, ist alles geworden. Johannes würde sagen, es stammt von oben. Das Wunder von Weihnachten besteht für ihn darin, dass sich ER, durch den alles geworden ist, dem Werden und Vergehen unterworfen hat. „Und das Wort ist Fleisch geworden“ (Joh 1,14) – nie zuvor wurde Widersprüchlicheres zur Sprache gebracht. Der tragende Urgrund allen Daseins, ohne Anfang und ohne Ende, ist in die sichtbare Welt getreten. Er ist Fleisch, also vergängliche Existenz, geworden. Wenn das Eiweiß im Fleisch zu zerfallen und damit zu vergehen beginnt, breitet sich Gestank aus. Es riecht dann förmlich nach Vergänglichkeit. Aus gutem Grund ist uns dieser Geruch zutiefst zuwider. Darin besteht das Große des



christlichen Glaubens. In Jesus Christus sind Schöpfer und Geschöpf vereint. Der Ewige tritt ein in das Menschengeschlecht, in das Gewirr von Geschlechterfolgen, Schuld und Tod. Wenn Christen bekennen, dass er Fleisch angenommen hat, stimmen sie damit ein in das bedingungslose Ja Gottes zu seiner Schöpfung. Damit ist das Wesentliche jedoch noch nicht gesagt. Das Wort hat zwar unter uns gewohnt, jedoch nicht in einer festen Behausung. Wörtlich aus dem Griechischen übertragen sagt Johannes, es habe unter uns sein Zelt aufgeschlagen (Joh 1,14). Er ist nicht gekommen, um zu bleiben, sondern nach oben zurückzukehren. Weil er unsere Geschöpflichkeit angenommen hat, kann er sie nun emporheben und verwandeln. Die Herkunft, von der Johannes spricht, eröffnet also eine neue Form der Zukunft.

Wir haben ausgehend von einem Stück Kohle versucht, Antworten auf die Frage nach unserer Identität zu finden. Dabei haben wir gelernt, uns als Teil der Schöpfung und einer langen Geschichte zu begreifen. Wir haben sogar gesehen, dass Menschen seit je her auch das Wirken Gottes wahrgenommen haben. Ohne ihn fehlt die entscheidende Antwort auf die Frage nach dem Woher allen Lebens. Wer als Christ mit dem Evangelisten Johannes fragt, woher er denn komme, wird aufgefordert, nach all dem auch nach oben zu blicken. Zu nächtlicher Stunde begegneten einander einst Jesus



und Nikodemus (Joh 3,1-21). Dabei kommt Jesus so-  
gleich auf das Wesentliche zu sprechen. Nur wer von  
oben geboren wird, kann das Reich Gottes sehen. Diese  
Geburt aus Wasser und Geist vollzieht sich in der Tau-  
fe. Sie ist das erste und grundlegende Sakrament des  
Glaubens, ein unauslöschliches Merkmal christlicher  
Identität. Wer als Christ nach seiner Herkunft fragt,  
darf also nicht nur nach hinten oder unten blicken. Er  
muss seinen Blick auch nach oben lenken. Der Mensch  
entfaltet seine Identität immer in Auseinandersetzung  
mit seinem Gegenüber, der Natur und vor allem den  
Mitmenschen. Mit der Taufe hat sich sein Bezugfeld  
um einen wesentlichen Bereich erweitert. Er darf Gott  
seinen Vater und Jesus seinen Bruder nennen. Er ist  
also Teil einer neuen Familie geworden. Er darf sei-  
ne Herkunft nicht nur von der Schöpfung und seinen  
Ahnern, sondern auch von Gott her verstehen. Er ist  
eingeladen, dieses Beziehungsfeld mit Leben zu füllen,  
weil es ihm eine Zukunft eröffnet, die sonst niemand  
schenken kann. Darin besteht der Mehrwert christli-  
chen Daseins. Darum ist das göttliche Wort in Jesus  
von Nazaret einer von uns geworden. Seine Herkunft  
von oben eröffnet uns eine großartige Zukunft, die den  
Horizont des Sichtbaren und Erfahrbaren übersteigt.  
Sie ist das Feuer, das die Kohle zum Glühen bringt.





## *GeWesen*

Versteinertes Leben –  
entwurzelt, zerbrochen,  
verwittert, verwest.

Was damals geschehen –  
gelagert, geschichtet,  
verdichtet, verkohlt.

Gewesen wird sein  
Gelingen und Scheitern,  
der Wille zu leben,  
die Angst vor dem Tod.

Adam –  
verwurzelt im Schutt,  
der aus Leben erstarrt.  
Schürfend nach Stein,  
der das Leben verwahrt.

Wer schickt uns den Funken,  
wer rötet die Glut?  
Wer löst jene Kraft,  
prall vor Hoffnung und Mut?





# BERUFUNG UND SENDUNG

Die Einkehr des Engels  
Gabriel bei Maria

Michael Kapeller



*Der Erzengel Gabriel kündigt Maria die Geburt Jesu an.  
Flügelaltar der Pfarrkirche Grades, um 1520, der jüngeren  
Villacher Schnitzwerkstätte zugeschrieben.  
Foto: Heinz Ellersdorfer.*

<sup>26</sup> Im sechsten Monat wurde der Engel Gabriel von Gott in eine Stadt in Galiläa namens Nazaret <sup>27</sup> zu einer Jungfrau gesandt. Sie war mit einem Mann namens Josef verlobt, der aus dem Haus David stammte. Der Name der Jungfrau war Maria. <sup>28</sup> Der Engel trat bei ihr ein und sagte: Sei begrüßt, du Begnadete, der Herr ist mit dir. <sup>29</sup> Sie erschrak über die Anrede und überlegte, was dieser Gruß zu bedeuten habe. <sup>30</sup> Da sagte der Engel zu ihr: Fürchte dich nicht, Maria; denn du hast bei Gott Gnade gefunden. <sup>31</sup> Siehe, du wirst schwanger werden und einen Sohn wirst du gebären; dem sollst du den Namen Jesus geben. <sup>32</sup> Er wird groß sein und Sohn des Höchsten genannt werden. Gott, der Herr, wird ihm den Thron seines Vaters David geben. <sup>33</sup> Er wird über das Haus Jakob in Ewigkeit herrschen und seine Herrschaft wird kein Ende haben. <sup>34</sup> Maria sagte zu dem Engel: Wie soll das geschehen, da ich keinen Mann erkenne? <sup>35</sup> Der Engel antwortete ihr: Der Heilige Geist wird über dich kommen und Kraft des Höchsten wird dich überschatten. Deshalb wird auch das Kind heilig und Sohn Gottes genannt werden. <sup>36</sup> Siehe, auch Elisabet, deine Verwandte, hat noch in ihrem Alter einen Sohn empfangen; obwohl sie als unfruchtbar gilt, ist sie schon im sechsten Monat. <sup>37</sup> Denn für Gott ist nichts unmöglich. <sup>38</sup> Da sagte Maria: Siehe, ich bin die Magd des Herrn; mir geschehe, wie du es gesagt hast. Danach verließ sie der Engel.

*(Lk 1,26-38)*



Die monoton meditative Stimme der Vorbeterin erfüllt die noch spärlich und wenig erleuchtete Kirche. Immerfort hallt das „Gegrüßet seist du, Maria, voll der Gnade, der Herr ist mit dir“ durch den leeren Raum und fordert vom kleinen Chor der weitgehend weiblichen Mitbetenden Antwort. Diese kommt ohne Zögern. Mit den Worten: „Heilige Maria, Mutter Gottes, ...“ stimmen die Frauen in das Gebet ein. Dabei nehmen sie beinahe unweigerlich den Sprechrhythmus der Vorbeterin auf. So verweben sich immer dichter Anruf und Antwort und legen von Gesetz zu Gesetz, sozusagen in Zehnerschritten, Dimension um Dimension des Lebens und Wirkens Jesu frei. Langsam füllt sich der Kirchenraum. Immer voller wird der Chor der Mitbetenden, vereinzelt sind auch bereits männliche Stimm-lagen zu hören. Der Mesner entzündet die Kerzen, bereitet die Bücher vor und kontrolliert mit geschultem Blick die Kännchen mit Wein und Wasser, den Kelch und die Hostien. Dann macht er die Lichter an. Kräftig zieht die Ministrantin an der Glocke, augenblicklich bricht das Gebet ab, die Anwesenden erheben sich zur heiligen Messe. Hinter der Ministrantin treten weitere Ministranten und der Priester aus der Sakristei. Der Messdiener an der Spitze des Zuges schwenkt ein Weihrauchgefäß. Bereits in der Sakristei hat der Priester einige Weihrauchkörner auf die glühende Kohle gelegt. Nun beginnen sich weißer Rauch und feiner Duft im Kirchenraum zu verbreiten.



Die Verwendung von Weihrauch und damit auch von Weihrauchgefäßen weist eine lange Geschichte auf. Frühe Zeugnisse aus Ägypten reichen zurück bis ins dritte vorchristliche Jahrtausend, und auch in Südarabien, dem Ursprungsland des Weihrauchs, gab es für den häuslichen Kult eigene Räucherkästchen. Reiche archäologische Funde aus der Zeit des Übergangs vom zweiten zum ersten vorchristlichen Jahrtausend im Heiligen Land belegen die Bedeutung des Weihrauchs auch in der kanaanäischen Kultur. Dadurch fand das Räuchern Eingang in den Gottesdienst des Volkes Israel. Die ersten Räucherpfannen, -schalen und -kästchen waren aus Stein oder Ton gefertigt. Sie sind mit einem oder mehreren Füßchen zum Abstellen auf Tischen versehen und sind so in Form und Größe durchaus vergleichbar mit unseren heutigen Weihrauchgefäßen. Zudem errichtete man eigene Räucheraltäre. In der christlichen Liturgie lassen sich Räuchergefäße ab dem 4. Jahrhundert nachweisen. Sie wurden meist mit halbkugel- oder kegelförmigen Deckeln verschlossen, an denen mehrere Öffnungen angebracht wurden. Zudem befestigte man sie, um sie besser tragen zu können, an drei bis vier Ketten und brachte in der Mitte eine eigene Zugkette zum Öffnen des Deckels an. Gefertigt wurden sie aus Gold oder Silber, aber auch aus Kupfer, Bronze und Eisen. Bei goldenen und silbernen Rauchfässern befindet sich im Inneren zum Schutz eine eigene Feuerschale, auf die die glühende Kohle gelegt wird.



Was zeichnet nun ein liturgisches Weihrauchgefäß aus? Zunächst muss es seinen Zweck erfüllen, nämlich den entzündeten Weihrauch möglichst regelmäßig im Kirchenraum zu verbreiten. Da es mitgetragen und geschwenkt wird, eignet sich dafür eine nahezu kugelförmige Gestalt. Weiters ist das Material entscheidend. Es muss zugleich formbar und hitzebeständig sein. Diese Eigenschaft weisen in besonderer Weise Metalle auf. Da ihr Schmelzpunkt sehr hoch ist, sind sie ausreichend hitzebeständig, um nicht von der glühenden Kohle verformt zu werden. Ein Rauchfass ist jedoch kein Gebrauchsgegenstand, sondern muss in seiner äußeren Form dem entsprechen, was in der Feier des Gottesdienstes begangen wird. Deshalb verwendet man zur Herstellung besonders wertvolle Metalle wie Gold und Silber oder zumindest Materialien, die edel und kostbar aussehen – wie zum Beispiel das goldschimmernde Messing. Zudem wird die Oberfläche künstlerisch gestaltet, indem man in das Metall Ornamente und figurale Darstellungen stanzt. So lässt sich an Weihrauchfässern auch der künstlerische Ausdruck der jeweiligen Zeitepoche ablesen. Am Ende dieses Kapitels werden wir das Weihrauchgefäß nochmals in den Blick nehmen und seine Beschaffenheit und Gestalt weiter vertiefen.

Vorerst aber kehren wir zum Rosenkranz zurück, von dem ja bereits eingangs die Rede war. Dieses Gebet be-



gleitet bis heute das Leben vieler katholischer Christen. Für andere wiederum ist es wie ein mehr oder weniger positiv besetztes Echo vergangener Zeiten. Sie verbinden es mit besonderen Situationen oder auch Personen: mit einer Maiandacht bei einem Bildstock an einem lauen Frühlingsabend, mit einem Gebet für einen Verstorbenen in einer auch im Sommer kalten Halle oder mit den Minuten unmittelbar vor der weihnachtlichen Bescherung, als sich diese scheinbar unzähligen Wiederholungen zu einer gefühlten Ewigkeit ausdehnten. Der einleitende Ruf des Rosenkranzgebetes ist einer ganz besonderen Begegnung entnommen. Diese werden wir nun etwas näher betrachten.

Die besagte Begebenheit setzt abrupt an. Wir erfahren vorab nur, dass der Engel Gabriel zu einer Jungfrau gesandt wird, die mit einem Mann namens Josef aus dem Geschlecht Davids verlobt ist und Maria heißt. Dann geht alles ganz schnell. Der Engel tritt ein und begrüßt Maria mit den Worten: „Sei begrüßt, du Begnadete, der Herr ist mit dir“ (Lk 1,28). Vor unserem inneren Auge tauchen nun vielleicht Bilder aus der Kunstgeschichte auf: Ein wohlaufgeräumter, aber karg eingerichteter Raum, der Engel steht oder kniet mit seinen mächtigen Flügeln vor Maria, die auf einem Stuhl sitzt und erschrocken von ihrem Buch aufblickt. All das berichtet der Evangelist aber gerade nicht. Anders als bei der Begegnung mit Zacharias erscheint der Engel



nicht einfach und Maria erschrickt auch nicht wegen dieser Gestalt, die hier bei ihr eintritt. Auf's Erste betrachtet wirkt die ganze Szenerie ziemlich normal und alltäglich. Dies ändert sich schlagartig, als Gabriel Maria mit seinem Gruß direkt anspricht und dann immer deutlicher wird, was Gott mit ihr Großes vorhat. Dabei geht es Lukas nicht so sehr darum, ein Ereignis zu schildern, vielmehr möchte er uns mit einem kunstvoll gestalteten Dialog zwischen dem Engel und Maria näherbringen, was passiert, wenn sich jemand von Gott ansprechen lässt. Aber dazu später mehr.

Verweilen wir zunächst noch etwas bei dem Gruß des Engels, über den Maria so sehr erschrickt. Denn in den Worten: „Sei begrüßt, du Begnadete, der Herr ist mit dir!“ verbirgt sich, was die Psychologie bedingungslose Annahme nennt. Indem sie der Engel direkt anspricht, weiß sich Maria ganz unmittelbar wahrgenommen. Aber mehr noch. Mit den Worten „du Begnadete“ wird sie von dieser himmlischen Gestalt in ihrer Würde und Besonderheit gesehen und anerkannt. Doch darin ist und bleibt Maria nicht allein. Vielmehr verheißt ihr Gabriel: Der Herr ist mit dir, er führt und begleitet dich. Die Haltung bedingungsloser Annahme ist die Basis für jede positive Entwicklung und ganz tief in uns Menschen verankert. Besonders deutlich wird dies, wenn wir uns vergegenwärtigen, wie wir uns einem Baby nähern. Wir verlangsamen unsere Bewegungen, dämpfen



die Stimme, nehmen es einfach nur wahr und sind – zumindest mir ergeht es so – überwältigt von diesem Wunder neuen Lebens. Dann heben wir es behutsam aus seinem Bettchen, stabilisieren den Kopf und achten darauf, ihm alles zu geben, damit es ihm gut geht. In unseren Armen ist dieses so schutzlose kleine Wesen ganz auf unsere Aufmerksamkeit und unser Wohlwollen angewiesen. Letztlich lebt es aus dem Urvertrauen: Da ist jemand, der für mich da ist, der mich versorgt und auf den ich zählen kann. Von anderen Menschen wahrgenommen zu werden, in unserer Individualität angenommen zu sein und darin unterstützt und begleitet zu werden, prägt uns von Kindheit an und bis ins Erwachsenenalter hinein.

Auf den Gruß des Engels hin – und damit kehren wir zu dieser besonderen Begegnung zurück – entwickelt sich zwischen Maria und Gabriel ein Dialog. Darin ist Maria stärker die Hörende, die überwältigt ist von der Wucht dieser Botschaft, die nachfragt, zu verstehen trachtet und schließlich in das Unbegreifliche einwilligt. Der Engel wiederum entfaltet in mehreren Anläufen wortreich, was an Maria geschehen soll und vor allem mit wem sie es zu tun bekommen wird. Denn das Kind, das sie empfangen soll, hebt sich von allen anderen Kindern ab, es wird wie die Könige Israels Sohn des Höchsten (siehe Ps 2,7), ja mehr noch, auf ganz einzigartige Weise heilig und Sohn Gottes genannt werden.



Dabei wird Maria aber nicht vor vollendete Tatsachen gestellt. Das Göttliche bricht nicht unaufhaltsam und überwältigend in ihr Leben ein. Es kündigt sich an, gibt Raum zum Begreifen und fordert zu einer Entscheidung heraus. So berichtet Lukas hier im Zuge der Ankündigung einer außergewöhnlichen Geburt auch von der Berufung einer außergewöhnlichen jungen Frau. Damit stellt er Maria in eine Reihe mit so großen biblischen Gestalten wie Mose, Gideon, Samuel, Jesaja oder Jeremia. Im Folgenden werden wir nun den Berufungsweg Marias etwas näher betrachten.

Am Beginn jeder Berufung steht das innere Wissen: Ich bin von Gott gesehen, bin angenommen und werde von ihm begleitet. Damit haben wir uns bereits beim Gruß des Engels näher beschäftigt. In weiterer Folge greift Lukas dieses Motiv nochmals auf und vertieft es um eine entscheidende Dimension. Denn als Gabriel wahrnimmt, wie sehr Maria über seine Anrede erschrickt, spricht er ihr zu: „Fürchte dich nicht, Maria“ (Lk 1,30). Im biblischen Sprachgebrauch ist zwischen Angst und Furcht zu unterscheiden. Angst kann aufkommen vor der Übermacht von Feinden oder vor Plagen und Unwettern in der Natur. Wenn von Furcht die Rede ist, dann geht es um die Begegnung des Menschen mit Gott. Diese führt den Betroffenen in etwas, das alle menschliche Vorstellungs- und Wahrnehmungskraft sprengt und zuinnerst erschüttert. Besonders beein-



druckend wird dieses Überwältigende in der Berufung Jesajas beschrieben (Jes 6,1-13). In einer Vision schaut der Prophet in einem himmlischen Thronsaal den Herrn, umgeben von Serafim, die sichtbar sind und sich zugleich mit ihren Flügeln verbergen, die sich die Heiligkeit des Herrn zurufen und dabei die Türzapfen in den Schwellen zum Beben bringen. In Anbetracht dieser Größe und Herrlichkeit erfährt sich Jesaja als klein und unwürdig. Stammelnd bricht es aus ihm hervor: „Weh mir, denn ich bin verloren. Denn ein Mann unreiner Lippen bin ich und mitten in einem Volk unreiner Lippen wohne ich, denn den König, den HERRN der Heerscharen, haben meine Augen gesehen“ (Jes 6,5). Auch Maria sieht sich Gott gegenüber und weiß sich durch den Engel von ihm angesprochen. Wenn nun Gabriel Maria zuspricht „Fürchte dich nicht“, dann drückt er damit ihr gegenüber aus, was auch die bleibende Zusage Gottes an das Volk Israel ist: „Fürchte dich nicht, denn ich habe dich ausgelöst, ich habe dich beim Namen gerufen, du gehörst mir“ (Jes 43,1). Das nimmt nichts vom Überwältigenden der Begegnung mit dem Göttlichen. Mit dieser Zusage schlägt Gott aber eine Brücke, die es Maria erst möglich macht, auf seine Zuwendung zu antworten.

Damit können wir auf dem Berufungsweg dieser jungen Frau einen Schritt weitergehen. Den Zuspruch, dass sich Maria nicht fürchten muss, begründet Gab-



riel mit der Zusage, „denn du hast bei Gott Gnade gefunden“ (Lk 1,30). Dabei klingt an: dieses Geschehen beginnt nicht erst mit den Worten des Engels, es hat vielmehr eine Vorgeschichte. Gott hat sich ihr bereits zugewandt und sie für eine große Aufgabe auserkoren. Entfaltet begegnet diese Form einer göttlichen Erwählung im Buch Jeremia, wenn der Prophet die Stimme des Herrn vernimmt: „Noch ehe ich dich im Mutterleib formte, habe ich dich ausersehen, noch ehe du aus dem Mutterschoß hervorkamst, habe ich dich geheiligt, zum Propheten für die Völker habe ich dich bestimmt“ (Jer 1,5). Diese besondere Zuwendung Gottes ist jedoch nicht punktuell, sondern begleitet durch das ganze Leben hindurch. Was dies bedeutet, lässt sich mit der Funktion des Cantus firmus (= feststehender Gesang) in der Musik veranschaulichen. So wurde es in der beginnenden Mehrstimmigkeit des Mittelalters üblich, dass eine Stimme, meist der Tenor, die Melodie hält, während sich die anderen Stimmen an sie anlehnen und sie förmlich umspielen. Dieser Cantus firmus verleiht der Musik Klarheit, bietet den anderen Stimmen Orientierung und ermöglicht es ihnen, sich zu entfalten. Übertragen auf diesen Zuspruch des Engels, ist die Gnade, die Maria gefunden hat, die liebevolle Zuwendung Gottes, die sie begleitet. Sie verleiht ihr Halt und befähigt sie, den Sohn Gottes zu empfangen. Spätestens hier kommen auch wir selbst ins Spiel. Denn was sich an Maria ablesen lässt, trifft auch auf uns zu. Je-



der Mensch trägt in sich besondere Eigenschaften und Fähigkeiten. Sie zu entdecken und zu entfalten macht das Leben erfüllend. Als Geschöpfe Gottes und mehr noch als Getaufte leben wir aus dieser besonderen Zuwendung Gottes. Wenn wir uns ihr anvertrauen und sie zum Cantus firmus unseres Lebens wird, können wir wie Maria das Besondere, für das uns Gott auserwählt hat, zum Klingen bringen.

Aber halt. So schnell und geradlinig entwickelt sich unser Leben im Regelfall nicht und so unmittelbar lässt sich der Ruf Gottes, der zur Lebens-Berufung wird, nicht erkennen und einordnen. Denn ihm zu folgen hat Folgen. Das Erfüllende, das Maria erwartet, wird auch dunkle Seiten haben: Ablehnung wegen dieser vorehehlichen Schwangerschaft, Unverständnis über den außergewöhnlichen Weg ihres Sohnes und tiefe Trauer über seinen gewaltsamen Tod am Kreuz. Daher kommt an dieser Stelle der Berufungsgeschichte das Unvermeidliche, das Maria mit den großen Propheten Israels verbindet, der Einwand: „Wie soll das geschehen?“ (Lk 1,34). Noch viel schärfer und bohrender formuliert dies Mose, als sich ihm Gott im brennenden Dornbusch offenbart und ihn beauftragt, das Volk Israel aus dem Sklavenhaus Ägypten herauszuführen (Ex 3,1-4,17). Fragen über Fragen schleudert Mose dem Herrn entgegen: Wer bin ich, dass ich zum Pharao gehen könnte? Was soll ich dem Volk sagen? Was soll ich tun, wenn sie



nicht auf mich hören? Und übrigens: Ich bin keiner, der gut reden kann. All diese Fragen und Einwände dürfen sein. Geduldig geht der Herr auf sie ein und vermittelt Mose dadurch, was ihn auf seinem Weg erwarten wird und wie er diesen Herausforderungen begegnen kann. Kehren wir nun aber zum Einwand Marias zurück. Anders als Mose hinterfragt sie nicht ihre besondere Sendung, sondern ringt damit, wie das alles geschehen soll, „da ich keinen Mann erkenne?“ (Lk 1,34). Dabei geht es jedoch nur vordergründig um das Thema der Zeugung. Dahinter verbirgt sich vielmehr die Frage: „Wie ist es möglich, dass Gott in seinem Sohn in mir Fleisch und so ganz unmittelbar ein Teil von mir wird?“

Lassen wir uns mit der Antwort des Engels etwas Zeit und vertiefen wir vorerst noch die Frage Marias, denn sie führt uns zum Mysterium der Präsenz Gottes auch in unserem Leben. So schreibt bereits im 17. Jahrhundert der Mystiker Angelus Silesius im Cherubinischen Wandersmann: „Halt an, wo läufst du hin – der Himmel ist in dir! Suchst du Gott anderswo. Du fehlst ihn für und für. Wird Christus tausendmal zu Bethlehem geboren und nicht in dir, du bleibst doch ewiglich verloren.“ Wie aber kann Gott in mir geboren werden? Die Antwort liegt in der forschenden Aufforderung: „Halt an! Such Gott nicht außerhalb, der Himmel ist vielmehr in dir!“ Wie finden wir aber einen Zugang zu diesem Himmel, zu dieser göttlichen Kraft in uns? Den ent-



scheidenden Hinweis liefert uns der Engel Gabriel, indem er auf den Heiligen Geist als die lebensschaffende Kraft Gottes verweist. Sein Wirken umschreibt der Engel diskret mit alttestamentlichen Bildern: „Der Heilige Geist wird über dich kommen und die Kraft des Höchsten wird dich überschatten“ (Lk 1,35). Damit klingt an: Der Heilige Geist kommt über Maria wie ein Tau oder sanfter Regen, der die Wüste beinahe unbemerkt in einen fruchtbaren Garten verwandelt (Jes 32,15). Fassen lässt sich dieses Wirken des Geistes Gottes nicht. Deshalb erzählt Gabriel Maria auch vom Geschick ihrer Verwandten Elisabet: „Obwohl sie als unfruchtbar gilt, ist sie schon im sechsten Monat. Denn für Gott ist nichts unmöglich“ (Lk 1,36f). Dieses wirkmächtige Handeln Gottes soll Maria ein Zeichen dafür sein, dass sie allein durch seine Schöpferkraft Mutter werden kann. Was kann nun aber uns als Zeichen dienen und unser Zutrauen stärken, dem Ruf und Auftrag Gottes an uns zu folgen? Die biblische Antwort darauf lautet wohl: Wir sollen aufmerksam sein für die Spuren des Wirkens Gottes in unserer Welt. Das Buch der Psalmen ist voll davon und kann unseren Blick dafür schärfen: Wunderbar hat Gott die Welt erschaffen (Ps 8), das Volk Israel aus der Hand der Feinde befreit (Ps 66), den Gerechten vor der Verleumdung der Frevler bewahrt (Ps 92), den Kranken zu neuem Leben aufgerichtet (Ps 41), die Trauernden getröstet und nicht auf die Not der Armen vergessen (Ps 146). Diese Zeichen



lassen sich auch in unserem Leben aufspüren und können uns bestärken, uns (auch weiterhin) Gottes Wort anzuvertrauen.

Und Maria sagt „Ja“. Sie fügt sich nicht nur widerstrebend, sondern glaubt der Botschaft des Engels, gibt ihre Zustimmung und überlässt sich in der Haltung der Magd, der Dienerin, ganz dem an sie ergangenen Wort. Darin erweist sie sich als Prophetin, die ihr Schicksal als Teil der Geschichte ihres Volkes, ja der ganzen Welt begreift. So lässt Lukas Maria auch die Worte sprechen, die Jesus vor seiner Passion im Garten Getsemani an seinen Vater richtet: „Mir geschehe, wie du es gesagt hast“ (Lk 1,38b). Auf diese Art begegnet uns Maria bereits hier als die Vertrauende und Glaubende schlechthin. Doch worin zeigt sich nun aber in Maria das Prophetische? Deutlich wird dies, wenn wir uns nochmals mit den Propheten Israels beschäftigen. Im gesellschaftlichen Gefüge Israels nehmen Propheten eine ganz spezielle Position ein. Sie kommen von außen, haben keine hervorgehobene Stellung, sondern werden durch das Wort, das sie zu verkünden haben und das meist messerscharf Missstände benennt, Gericht und Untergang androht und zur radikalen Umkehr auffordert, zu Außenseitern. Sie erfahren Widerstand und müssen teilweise sogar um ihr Leben fürchten. Propheten besitzen aber auch zwei herausragende Eigenschaften: Sie sind in der Lage, Gottes Wort



zu hören und bereit, ihm bedingungslos zu folgen. Erst dadurch kann die Botschaft des Propheten das Gottesvolk aufrütteln, zu einer heilsamen Verunsicherung führen und das Selbstverständliche hinterfragen. Nun aber zu Maria. Auch sie kommt von außen und besitzt zunächst nichts, was sie für diese so besondere Sendung prädestiniert. Gott wählt für seine Menschwerdung das menschlich Begrenzte, ein junges Mädchen. Maria ist aber in der Lage, Gottes Wort aufzunehmen und sich von ihm ergreifen zu lassen. Darin erweist sich Marias wahre Stärke: Sie besitzt innere Kraft und Glauben, das Unerhörte zu hören. Das ist die Botschaft, für die Maria steht. Was Jesus als das entscheidende Kennzeichen dafür angibt, wer sein Verwandter ist, lässt sich an Maria ablesen: „Meine Mutter und meine Brüder sind die, die das Wort Gottes hören und tun“ (Lk 8,21). Maria steht als Mutter Jesu nicht nur für den Nahraum der Familie. Sie erweist sich vielmehr als Mutter des Messias, indem sie hörend und tatkräftig an der Sendung ihres Sohnes teilnimmt. Die Ankündigung der Geburt Jesu und die darin eingewobene Berufung Marias beendet der Evangelist Lukas mit dem knappen Hinweis: „Danach verließ sie der Engel“ (Lk 1,38). Das Wort Gottes aber wirkt und wächst in Maria weiter.

In nachbiblischer Zeit wird Maria mit vielen Würtiteln versehen, die ihre Person und Sendung hervorheben. Zentrale Texte dafür sind der frühchristliche



Hymnos Akathistos und die davon inspirierte Laurentianische Litanei. Darin wird Maria unter anderem als starker Turm, als Pforte des Himmelreichs und als Morgenstern besungen. Bezeichnend ist, dass Maria hier gleich in drei Anrufungen mit einem „Gefäß“ verglichen wird. Damit kehren wir zu den Überlegungen zurück, die wir über das Weihrauchgefäß angestellt haben. Wenn nämlich Maria als Gefäß des Geistes bezeichnet wird, kann uns das an eine zentrale Eigenschaft des Weihrauchfasses erinnern: Es gibt der Kohle und den Weihrauchkörnern Raum, ohne dabei selbst zu verbrennen. Gottes Geist wirkt in uns wie ein Feuer, das unsere Berufung entfacht, uns antreibt und für unsere Sendung glühen lässt. Daran nehmen wir aber keinen Schaden, sondern können vielmehr Begabungen und Stärken entfalten, die in uns grundgelegt sind. Weiters wird Maria mit einem kostbaren Gefäß verglichen. Ein Weihrauchgefäß erhält seine Form unter großer Hitze. Wenn wir unsere Berufung entdecken und unserer Sendung folgen, kann dies verunsichern und in eine Krise führen. Oftmals wird aber gerade in diesen schwierigen Phasen unser Leben geformt und so kunstvoll gestaltet wie die Oberfläche eines Weihrauchgefäßes aus Metall. Die entscheidende Dimension dieser Bildworte kommt aber zuletzt. Maria ist auch ein Gefäß der Hingabe. Sie ist nicht nur erfüllt von Gottes Wort, sie gibt sich ihm hin und schenkt es weiter. Wie der Weihrauch seine Wirkung entfaltet, indem er



verbrennt, so haben auch wir unsere Berufung nicht für uns selbst empfangen, sondern um sie mit anderen zu teilen. Wenn sich an Festtagen bereits mit dem Einzug des Priesters und der Ministranten der Kirchenraum mit Weihrauchduft füllt, kann etwas von dieser besonderen Erfahrung spürbar werden: Gottes Wohlgeruch breitet sich aus – mitten in dieser unserer Welt.



## ***Maria***

Klang einer Botschaft  
himmlisch, nah.  
Furcht vorm Begreifen  
betroffen, verzagt.

Geschaffen für Großes  
gefordert, gequält.  
Entfalten und wachsen  
ergründen, was zählt.

Offene Schale,  
gläubig erbaut.  
Leben empfangen,  
mutig vertrauen.

Nähe schenken,  
kraftvoll und frei.  
Bei Christus verweilen,  
Dein JA bleibt.



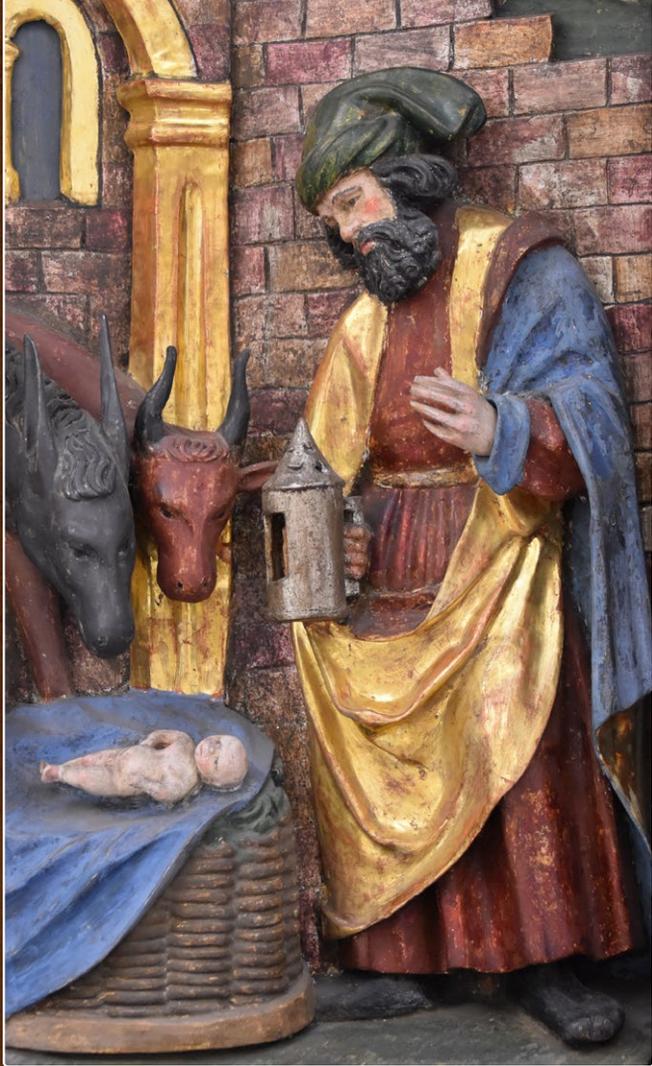




# RINGEN UND REIFEN

Josef, der Gerechte

Michael Kapeller



*Josef an der Krippe. Flügelaltar der Filialkirche St. Peter und Paul in Wöllan, heute Schatzkammer Gurk, 1519, den Villacher Werkstätten zugeschrieben. Foto: Rosmarie Schiestl.*

<sup>18</sup> Mit der Geburt Jesu Christi war es so: Maria, seine Mutter, war mit Josef verlobt; noch bevor sie zusammengekommen waren, zeigte sich, dass sie ein Kind erwartete – durch das Wirken des Heiligen Geistes.

<sup>19</sup> Josef, ihr Mann, der gerecht war und sie nicht bloßstellen wollte, beschloss, sich in aller Stille von ihr zu trennen. <sup>20</sup> Während er noch darüber nachdachte, siehe, da erschien ihm ein Engel des Herrn im Traum und sagte: Josef, Sohn Davids, fürchte dich nicht, Maria als deine Frau zu dir zu nehmen; denn das Kind, das sie erwartet, ist vom Heiligen Geist. <sup>21</sup> Sie wird einen Sohn gebären; ihm sollst du den Namen Jesus geben; denn er wird sein Volk von seinen Sünden erlösen. <sup>22</sup> Dies alles ist geschehen, damit sich erfüllte, was der Herr durch den Propheten gesagt hat:

<sup>23</sup> Siehe: Die Jungfrau wird empfangen und einen Sohn gebären und sie werden ihm den Namen Immanuel geben, das heißt übersetzt: Gott mit uns.

<sup>24</sup> Als Josef erwachte, tat er, was der Engel des Herrn ihm befohlen hatte, und nahm seine Frau zu sich. <sup>25</sup> Er erkannte sie aber nicht, bis sie ihren Sohn gebar. Und er gab ihm den Namen Jesus.

*(Mt 1,18-25)*

**L**angsam erhebt sich Josef. Seine Glieder schmerzen. Er muss wohl im Grübeln eingeschlafen sein. Benommen ertastet er die Tür und tritt ins Freie. Die Nacht hat bereits ihr Dunkel ausgebreitet. Der Mond verbirgt sich hinter einer Wolke und auch das Leuchten der Sterne sucht Josef vergeblich. Noch immer schwirrt dieser eine Satz wie ein Bienenschwarm durch seinen Kopf: „Maria erwartet ein Kind!“ Josef taumelt, wankt und findet an der Hauswand gerade noch den nötigen Halt. Doch jetzt geht es erst richtig los. In seinem Inneren überschlagen sich die Stimmen seiner Verwandten und Freunde: „Da hat dich deine Verlobte aber ganz schön hinters Licht geführt! Die Leute tuscheln schon! Du weißt, was das Gesetz in so einem Fall vorsieht! Zeig, dass du ein Mann bist und ziehe die nötigen Konsequenzen!“ Erschöpft gleitet Josef an der Hauswand auf den steinigen Boden. In der kühlen Luft atmet er ein wenig auf. Doch diese Verschnaufpause währt nicht lange. Denn da gibt es noch eine gänzlich andere Stimme, die in ihm nachklingt: Das Kind, das Maria erwartet, ist vom Heiligen Geist. Plötzlich mischt sich in seine Düsternis und Verzweiflung ein unbeschreibliches Hochgefühl. Etwas unfassbar Großes ist mit Maria im Gange und er, Josef, ist irgendwie ein Teil davon.

So ausführlich und detailreich berichtet uns der Evangelist Matthäus diese Szene nicht. Dennoch wird, wie

### III

wir noch sehen werden, auch im Evangelium selbst die Spannung deutlich, in der sich Josef wiederfindet: Was an Maria geschehen ist, durchkreuzt all seine Pläne und Vorstellungen. Er muss sich entscheiden, ob er sich von Maria abwendet oder ob er an der Seite Marias bleibt und in ihrer Berufung auch die eigene erkennt und annimmt. Wenden wir uns nun dem Text selbst zu. Dieser beginnt nicht wie eine gute Erzählung, indem er uns langsam in die Szenerie einführt und einen Spannungsbogen aufbaut. Vielmehr nimmt Matthäus schon im ersten Vers die Pointe vorweg: „Mit der Geburt Jesu Christi war es so: Maria, seine Mutter, war mit Josef verlobt; noch bevor sie zusammengekommen waren, zeigte sich, dass sie ein Kind erwartete – durch das Wirken des Heiligen Geistes“ (Mt 1,18). Damit ist alles gesagt. Was nun kommt, ist nur mehr Deutung und Entfaltung dieser Ankündigung einer wunderbaren Geburt. Anders als bei Lukas rückt nun aber nicht Maria, sondern Josef ins Zentrum der Aufmerksamkeit. Sein Verhalten wird zum Dreh- und Angelpunkt für das weitere Geschehen.

Wie geht nun aber Josef mit dieser schwierigen Herausforderung um? Der biblische Text spricht ihm eine Eigenschaft zu, die ihm dabei hilft: Josef war, so heißt es, gerecht. Was versteht nun aber die Bibel unter einem Gerechten? Auskunft darüber erhalten wir unter anderem im Buch der Psalmen. Gleich der erste Text

beginnt mit einer Seligpreisung des Gerechten auf dem Hintergrund der Negativfolie des Menschen, der sich von Gott abwendet. So sagt der Gerechte Nein zum Rat der Frevler, zu einem sündhaften Lebensweg und zu spöttischen Reden. Begeistert Ja sagt er hingegen zur Weisung des Herrn. Über den Willen Gottes sinnt er Tag und Nacht nach und gestaltet sein Leben danach. Und diese Haltung trägt reiche Frucht: „Alles, was er tut, es wird ihm gelingen“ (Ps 1,3). Wer so für andere wirkt, wird vom Herrn sorgend und liebend begleitet. Der Weg des Gottlosen aber führt ins Nichts und verliert sich (Ps 1,6). Dabei stellt die Erfahrung des Gerechten von Psalm 1 unsere oftmals von ökonomischen Prinzipien geprägte Logik auf den Kopf: Nicht der Erfolg ist Ausdruck, dass es das Leben gut mit uns meint und Gott an unserer Seite ist. Im Gegenteil: Wenn wir uns nicht auf uns selbst ausrichten, sondern auf das Wort Gottes und wir uns für das Wohl unseres Nächsten einsetzen, ernten wir auch den nötigen Erfolg. Entspricht das aber wirklich der Realität? Ist es nicht doch zu häufig so, dass es derjenige, der zuerst auf sich selbst schaut, im Leben besser hat? Dies ist nicht nur die Wahrnehmung vieler Menschen heute, sondern auch vieler biblischer Gerechter. So beschwert sich in Psalm 94 der Beter lautstark bei Gott über das Wohlergehen der Frevler: „Wie lange noch dürfen die Frevler, HERR, wie lange noch dürfen die Frevler frohlocken? Sei geifern und führen freche Reden, die Übeltäter brüsten sich alle.

### III

HERR, sie zertreten dein Volk, sie unterdrücken dein Erbteil“ (Ps 94,3-5).

Doch selbst in so bedrängenden Momenten erkennt der Gerechte das verborgene Handeln Gottes: „Selig der Mann, den du, HERR, erziehst, den du mit deiner Weisung belehrst“ (Ps 94,12). Das Leid und die Mühsal des Gerechten werden von Gott nicht mit einem Federstrich weggewischt. Gott aber vermag selbst durch sie hindurch am Gerechten zu wirken und Früchte hervorzuziehen, die noch gar nicht wahrnehmbar sind. Vor dieser Herausforderung steht auch Josef, der Gerechte. Zunächst vermag er die unerwartete Schwangerschaft Marias nur als Krise und nicht als Chance zu deuten.

Vertiefen wir diesen vielleicht fremd anmutenden Gedanken, indem wir uns einem Baum zuwenden, der ganz außergewöhnliche „Früchte“ hervorbringt. Dieser Baum gedeiht nur in wüstenartigen Gebieten, ist spärlich belaubt, meist knorrig und erreicht selten die Höhe von acht Metern. Die Blütentrauben, die er austreibt, werden bis zu 25 Zentimeter lang und seine Rinde blättert papierartig ab. Anzutreffen ist er in Südarabien, am afrikanischen Horn und in Indien. Er gehört in der Familie der Balsambaumgewächse zur Gattung *Boswellia*, die selbst wieder in 25 Arten unterteilt ist. Die bekannteste davon wächst in Südarabien und wurde als Weihrauchbaum oder mit der botanisch

korrekten Bezeichnung als „*Boswellia sacra*“ berühmt. Seit Jahrtausenden wissen die Nomadenvölker um das Arabische Meer mit dem Persischen Golf und dem Golf von Aden von der Kostbarkeit, die in diesem Baum steckt. Was aber macht ihn so einzigartig? Der Reichtum liegt in seinem Harz. Zu Beginn der Trockenzeit Anfang April wird die Rinde des Baumes mit einem eigenen Messer an mehreren Stellen an Stamm und Ästen flach angeschnitten. Dabei treten weiße, klebrige Tropfen aus. Nach circa drei Wochen ist dieses Harz getrocknet und kann abgeschabt werden. Die Qualität dieser ersten Ernte ist jedoch so minderwertig, dass diese Weihrauchkörner keinen Wohlgeruch verströmen. Aus der neuerlichen „Wunde“ quillt nun das hochwertige Weihrauchharz, das „Olibanum“ hervor, das in einem dreiwöchigen Rhythmus bis in den Herbst hinein geerntet werden kann. Dabei nimmt die Qualität der Weihrauchkörner ständig zu und erlangt im Oktober ihren Höhepunkt.

Die „Früchte“ des Weihrauchbaumes führen uns nun wieder zur Gottverbundenheit des Gerechten selbst in Lebensphasen, in denen nichts darauf hindeutet, dass der Herr an seiner Seite ist. Der Weihrauchbaum kann uns nämlich drei Dinge deutlich machen. Zunächst: Wunden verdienen und verlangen Aufmerksamkeit. Würden die Nomaden das austretende Harz nicht beachten oder nur die erste Ernte nutzen, so würden sie

### III

die Kostbarkeit dieses Baumes nicht wahrnehmen. So verhält es sich wohl auch bei Wunden, die im zwischenmenschlichen Bereich durch verletzende Worte, Neid und Missgunst zugefügt werden. Werden sie nicht beachtet und gut versorgt, indem man sie bewusst wahrnimmt, Kränkungen anspricht und sich um Versöhnung bemüht, bleiben tiefe Narben zurück. Manche vernarbten Wunden aber müssen, um wirklich heilen zu können, nochmals geöffnet werden. Denn oft erst im Abstand von Jahren ist es möglich, sich mit dem eigenen Verhalten, einer erlittenen Situation oder zugefügtem Unrecht auszusöhnen. Weiters kann uns der Weihrauchbaum lehren, dass die Wunden des Lebens nicht nur dunkel und schmerzhaft sein müssen. So paradox dies klingt, kann gerade auch in diesen Erfahrungen ein Anstoß der Veränderung, des Aufbruchs und des Reifens liegen. Dies durfte ich auf besonders beeindruckende Weise bei meinem Großvater erfahren. 1904 in Malta, einem entlegenen Tal Kärntens, geboren, durchlitt er die großen Katastrophen des 20. Jahrhunderts und musste zudem viele persönliche und familiäre Schicksalsschläge verkraften. All das Negative, das ihm widerfahren ist, und auch die eigenen Grenzen, unter denen andere und auch er selbst zu leiden hatten, haben ihn aber nicht verhärtet. Vielmehr haben sie ihn mit fortschreitendem Alter weise gemacht und ihm eine heitere Gelassenheit vermittelt. Abschließend möchte ich noch auf einen weiteren Aspekt hinweisen,

den wir mit Hilfe des Weihrauchbaums erschließen können: Das wirklich Wertvolle entzieht sich häufig dem Augenschein. Im Vergleich mit anderen Bäumen wie der Birke, der Tanne oder der Pinie ist der Weihrauchbaum wenig attraktiv und auch das Holz weist keine besonderen Eigenschaften auf. Das Besondere ist im Inneren verborgen.

Damit sind wir fast unweigerlich zu Josef zurückgekehrt und können den Erzählfaden des Einstiegs wieder aufnehmen: Unentwegt starrt Josef in den nachtschwarzen Himmel. Bleiern liegt die Last der Verantwortung auf seinen Schultern. Weil er gerecht ist, möchte er Maria nicht schaden. Doch was soll er jetzt tun, was ist von ihm gefordert? Vor seinem inneren Auge taucht eine Weggabelung auf: Ein Weg folgt dem Gesetz. Auf ihm gibt es keine Steine. Alles ist eben und die Wegführung ganz klar. Er wird nicht bis zum Letzten gehen, sondern sich in aller Stille von Maria trennen. Ein klarer, schmerzhafter Schnitt, dann ist wieder alles beim Alten. Wenn die Leute ihn nicht mehr zusammen mit Maria sehen, wird schon Gras über die Sache wachsen. Es gibt aber auch einen anderen Weg: Dieser ist weder geradlinig, noch eben, und wo er hinführt, lässt sich nicht einmal erahnen. Dennoch drängt es ihn förmlich, einige Schritte auf ihm zu gehen. Er wird Maria ganz einfach zu sich nehmen und zu ihr stehen, komme, was da wolle. Dabei wird er

### III

nicht viel fragen und nicht ergründen wollen, was sich doch nicht fassen lässt. Gemeinsam werden sie das Unmögliche wagen. Er wird dieses Kind wie sein eigenes annehmen und ihm ein guter Vater sein. Doch noch ist Josef nicht so weit. Noch kann er sich für keinen der beiden Wege entscheiden.

Verweilen wir ein wenig bei dieser Weggabelung, an der sich Josef befindet. Was braucht es für eine gute Entscheidung? Bei geistlichen Meistern und in diversen Lebensratgebern finden sich viele wertvolle Hinweise. Gemeinsam ist ihnen: Eine gute Entscheidung trifft, wer nicht nur um die Sache, sondern vor allem um sich selbst weiß. Dazu braucht es einen ehrlichen Blick auf sich selbst, die Bereitschaft, sich hinterfragen zu lassen, und den Mut, nach genauer Prüfung aller Argumente eine Entscheidung zu fällen und ihre Konsequenzen zu tragen. In der Bibel begegnet uns als Prototyp für weise Entscheidungen und gerechte Urteile König Salomo. Als ihn Gott auffordert, eine Bitte auszusprechen, wählt er nicht langes Leben, Reichtum und den Tod der Feinde. Vielmehr wünscht er sich ein hörendes Herz. Gott erfüllt ihm diese Bitte und schenkt ihm zudem, worum er nicht gebeten hat, nämlich Reichtum und Ehre. Die Zusage umfassenden Wohlergehens bindet Gott jedoch an eine Bedingung: „Wenn du auf meinen Wegen gehst, meine Gesetze und Gebote bewahrst wie dein Vater David, dann schenke

ich dir ein langes Leben“ (1 Kön 3,14). Selbst die gottgeschenkte Weisheit Salomos muss sich also im Alltag bewähren, damit es ihm und dem Volk wohlergeht.

Noch immer stehen wir an der Seite Josefs in seinem Ringen um eine gute Entscheidung. Doch in seinem Nachdenken bleibt er nicht alleine. Plötzlich erscheint ihm im Traum ein Engel, der die vielen Puzzleteile und widersprüchlichen Sichtweisen zu einem klaren und strahlenden Bild zusammenfügt. Breit und ausföhrlich lässt uns Matthäus an der Rede des Engels teilhaben. In immer neuen Anläufen vermittelt diese himmlische Gestalt, worum es hier geht und worauf es denn ankommt. Dabei wird Josef jedoch nicht mit detaillierten Handlungsanweisungen oder einem Verhaltenskodex konfrontiert. Genau genommen geht es gar nicht um Josef selbst. Im Zentrum steht vielmehr das Kind, das Maria empfangen hat. Ihm gilt die gesamte Aufmerksamkeit. Dennoch spielt Josef darin eine entscheidende Rolle. So spricht der Engel ihn nicht wie im Stammbaum als Sohn Jakobs, sondern als Sohn Davids an. Josef fungiert also im besten Sinne des Wortes als Stamm-Halter, also als jemand, auf dessen edle Herkunft man aufbauen kann. Mit der Geburt Jesu setzt sich nun jedoch nicht die Ahnenreihe Josefs ruhmreich fort, sondern er stellt vielmehr seinen Namen und seine Herkunft zur Verfügung, um einen Neuanfang zu ermöglichen. Dabei muss Josef bereits vor

### III

der Geburt Jesu eine Lektion lernen, die viele Eltern spätestens während der Pubertät ihrer Kinder zu bewältigen haben: Jedes Kind ist eine eigenständige Persönlichkeit und nicht Erfüllung elterlicher Wünsche und Vorstellungen. So stellen nicht selten heranwachsende Töchter und Söhne oft wie aus heiterem Himmel alles infrage, was bislang Familientradition war und von allen ganz selbstverständlich geschätzt wurde: das sonntägliche Frühstück, den Besuch bei den Großeltern, die gemeinsamen Urlaube und ganz grundsätzlich den Lebensstil der Eltern. All das gilt nun nichts mehr und steigt im Vergleich zur Familie der Freunde ziemlich schlecht aus. Dieses Aufbegehren ist Ausdruck der Abnabelung aus dem Schutzraum der Familie und ist oftmals für beide Seiten schmerzlich – aber nötig. Denn Jugendliche prägen ihre eigene Identität aus, indem sie zu anderen Menschen und somit auch zu den Eltern ein Gegenüber bilden. Dies wird – so berichten die Evangelien – später auch Josef und Maria nicht erspart bleiben, wenn sie den zwölfjährigen Jesus nach dreitägiger Suche im Tempel wiederfinden werden (Lk 2,41-52) oder er sich als Erwachsener nachdrücklich aus den Familienbanden lösen wird, indem er deutlich macht, wer für ihn jetzt Bruder, Schwester und Mutter ist (Mt 12,50). Diese Erfahrungen teilen Josef und Maria also mit vielen Eltern. Bei Josef spitzt sich die Lage jedoch bereits vor der Geburt des Kindes zu, und zwar nicht nur, weil er nicht der leibliche Vater ist.

### III

Vielmehr wird ihm vor Augen geführt: Dieses Kind, das in sein Leben eintreten wird und für das er gemeinsam mit Maria sorgen soll, lässt sich nicht mit Maßstäben menschlich-familiärer Beziehungen fassen und wird nicht in seine Fußstapfen treten.

So vermittelt der Engel Josef unmissverständlich die Tragweite der Erwählung: „Sie wird einen Sohn gebären; ihm sollst du den Namen Jesus geben; denn er wird sein Volk von seinen Sünden erlösen“ (Mt 1,21). Josef selbst kommt die Aufgabe der Namensgebung zu. Dabei ist er jedoch nicht frei, sondern an eine Vorgabe gebunden, denn der Name des Kindes ist Programm. Dabei erweitert Matthäus bewusst die hebräische Bedeutung des Namens Jesus, das heißt „Heil des Herrn“, im Sinne des 130. Psalms: „Ja, er wird Israel erlösen aus all seinen Sünden“ (Ps 130,8). Damit bringt Matthäus bereits an dieser Stelle ein zentrales Motiv seines Evangeliums zur Sprache – die Vergebung der Sünden. So vergibt Jesus dem Gelähmten, der in seinem Bett zu ihm getragen wird, zuerst die Sünden und fordert ihn dann erst auf, aufzustehen, sein Bett zu nehmen und zu gehen (Mt 9,2-8). Der tiefste Ausdruck der Sündenvergebung Jesu aber begegnet in seinem Tod am Kreuz. Dies bringt Matthäus im Kelchwort beim Letzten Abendmahl zum Ausdruck: „Trinkt alle daraus; das ist mein Blut des Bundes, das für viele vergossen wird zur Vergebung der Sünden“ (Mt 26,27). Heilung und Heil

### III

sind ganz eng miteinander verbunden. In einem weiteren Sinn schwingt bei der Deutung des Namens eine ethische Aufforderung Jesu mit, die sich an alle Menschen richtet und wohl auch an Josef: Dieses Kind, das Maria erwartet, wird die Kenntnis des Willens Gottes vermitteln. Sich ihm anzuvertrauen bedeutet, erst gar nicht den Weg der Sünde einzuschlagen, sondern den Weg des Heils zu wählen.

Nun hat der Engel Josef im Traum die zentrale Botschaft vermittelt. Zu erwarten wäre jetzt, dass er sich mit oder ohne gute Wünsche verabschiedet und ihn wieder verlässt. Dies geschieht aber nicht. Vielmehr wiederholt der Engel seine Botschaft ein weiteres Mal. Dabei verweist er auf eine Verheißung des Propheten Jesaja und führt einen weiteren Namen für dieses göttliche Kind ein: „Siehe: Die Jungfrau wird empfangen und einen Sohn gebären und sie werden ihm den Namen Immanuel geben, das heißt übersetzt: Gott ist mit uns“ (Mt 1,23). Matthäus bietet uns für diese Doppelung und die widersprüchliche Namensgebung keine Erklärung an. Sie soll uns aber, wie gleich deutlich werden wird, eine weitere Facette dieses göttlichen Kindes erschließen. Zunächst fällt aber auf, dass dieses Zitat in Spannung zu den bisherigen Ereignissen steht. Denn dort ist von einer Jungfrau die Rede, die ein Kind erwarten wird und nicht von einer bereits schwangeren Frau. Entscheidend ist aber eine kleine Verände-

### III

rung des Zitats bei der Namensgebung. Denn anders als bei der Verheißung im Buch Jesaja (Jes 7,14) gibt nicht die Jungfrau dem Kind den Namen Immanuel, sondern *sie* werden ihm diesen Namen geben. Damit weitet Matthäus den Rahmen dieses Vorgangs der Namensgebung. Er sieht in ihr ein Kennzeichen und eine Aufgabe aller, die Jesus nachfolgen: „Denn wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, da bin ich mitten unter ihnen“ (Mt 18,20). In diesem Miteinander lässt sich der Herr als der Immanuel, als der Gott mit uns, erfahren. Daran knüpft sich jedoch der Auftrag an, ihn als Gott mit uns sichtbar zu machen, zu benennen und für diesen seinen Namen einzustehen. In diesem Zitat geht es also nicht um einen weiteren oder gar konkurrierenden Namen. Vielmehr verweist der Name Immanuel auf die Sendung Jesu: Er ist der Gott mit uns und er wird dazu in die Welt kommen, damit durch sein Wirken die Verheißungen an das Gottesvolk in Erfüllung gehen.

Verweilen wir ein wenig bei dieser Sendung Jesu als Immanuel. Dazu müssen wir uns vorab den Verheißungen Israels zuwenden. Eine Urerfahrung des Gottesvolkes lautet: „Ich bin der HERR, dein Gott, der dich aus dem Land Ägypten geführt hat, aus dem Sklavenhaus“ (Dtn 5,6). Der Herr führt das Volk in die Freiheit und stärkt es im Kampf gegen seine Feinde und Bedränger. Wenn die Israeliten seinen Weisungen folgen, ist er an

### III

ihrer Seite und sorgt für sie wie ein liebender Vater (Ps 103,13). Selbst wenn sie sich von ihm abwenden, wird er ihre Untreue heilen und sie wieder lieben (Hos 14,5). Zugleich wächst die Gewissheit: Umfassendes Heil lässt sich nicht durch eigene Anstrengung herbeiführen, sondern kommt vom Herrn selbst. Dies findet Ausdruck in der Erwartung eines von Gott gesandten Heilsbringers, eines Messias. Für die ersten Christen war klar: Jesus ist dieser ersehnte Messias. Er ist der „Gott mit uns“. Wer ihm begegnet, begegnet Gott. Und mehr noch: Wer sich von ihm verwandeln lässt, macht diesen göttlichen Glanz in der Welt sichtbar. An dieser Stelle können wir nochmals Anleihe beim Weihrauchkorn nehmen. Denn wie sich die Qualität und Reinheit des Weihrauchs erst im Laufe der Zeit herausbilden, so verhält es sich auch mit dem Prozess der Verwandlung durch Christus. So preist Jesus im Matthäusevangelium den Vater im Himmel, dass er all das den Weisen und Klugen verborgen, den Unmündigen aber geoffenbart hat (Mt 11,25). Zu reifen Menschen werden wir, wenn wir uns in kindlichem Vertrauen mit all unseren Sorgen und Nöten an Gott wenden und darin Ruhe für unsere Seele finden.

Ganz ohne Hinweis auf den Verbleib des Engels erwacht Josef aus seinem Traum. Begleiten wir ihn ein letztes Mal in seinem nächtlichen Ringen um eine rechte Entscheidung: Entschlossen steht Josef auf. An

Schlaf ist nun endgültig nicht mehr zu denken. Ein wenig Bewegung wird ihm guttun. Unsicher tastet er sich im Dunkel vorwärts. Erinnerungsfetzen und einzelne Engelworte des Traumes tauchen auf, die innere Spannung aber bleibt. Wie ein riesiges Gebirgsmassiv steht plötzlich die Verantwortung, die er übernehmen soll, vor ihm und legt sich zentnerschwer auf seine Schultern. Von ihm wird nichts weniger verlangt als dem Heiland der Welt Schutz und Wärme zu schenken, ihn zu erziehen und alles zu lehren, was er für seine Sendung benötigt. Aber das ist schlicht menschenunmöglich! Schwindel befällt ihn, er schwankt und stolpert über eine Wurzel. Hart schlägt er auf dem Boden auf. Seine rechte Hand ertastet an der Stirn eine Beule, die linke aber bekommt die Wurzel zu fassen. Wie von ferne kommt ihm dabei ein Vers des Propheten Jesaja in den Sinn: „Aus dem Baumstumpf Isais wächst ein Reis hervor, ein junger Trieb aus seinen Wurzeln bringt Frucht“ (Jes 11,1). Das Heil der Welt kommt einzig und allein von Gott selbst. Er schafft einen wunderbaren Neuanfang. Dazu bedient er sich eines verdorrten Baumstumpfs. Er ist der Nährboden, aus dem er einen jungen Reis hervorsprossen lässt. Ist dieser Baumstumpf nicht auch ein Sinnbild für Josef selbst? Obwohl er nicht der leibliche Vater Jesu ist, wird der Herr ihm neue Lebendigkeit und Fruchtbarkeit schenken. Denn Gott hat ihn dazu auserwählt, dieses göttliche Kind ins Leben zu begleiten. Rasch kommt Josef wieder auf die



Beine. Die bleierne Schwere ist gewichen. Zielstrebig  
setzt er seinen Weg fort. Wird Maria ihn schon erwarten?  
Sterne erleuchten seinen Weg.





## *Josef*

Nacht und Dunkel,  
Sorge und Angst.  
Wege im Abgrund  
wirr und bang.

Kein Engel tröstet,  
verhallt ist der Schrei.  
Achte die Wunden,  
dass Heilung sei.

Hoffnung erblüht  
mitten im Leid.  
Folge der Stimme,  
als Gerechter, befreit.

Gott mit uns.  
Botschaft, die trägt  
Sendung und Auftrag  
Neues entsteht.





# BEGEGNUNG ENTFACHT PROPHETISCHES FEUER

Maria und Elisabet

Klaus Einspieler



*Maria und Elisabet. Flügelaltar der Stiftskirche Innichen, 1520,  
geschaffen von Michael Parth. Foto: Heinz Ellersdorfer.*

<sup>39</sup> In diesen Tagen machte sich Maria auf den Weg und eilte in eine Stadt im Bergland von Judäa. <sup>40</sup> Sie ging in das Haus des Zacharias und begrüßte Elisabet. <sup>41</sup> Und es geschah, als Elisabet den Gruß Marias hörte, hüpfte das Kind in ihrem Leib. Da wurde Elisabet vom Heiligen Geist erfüllt <sup>42</sup> und rief mit lauter Stimme: Gesegnet bist du unter den Frauen und gesegnet ist die Frucht deines Leibes. <sup>43</sup> Wer bin ich, dass die Mutter meines Herrn zu mir kommt? <sup>44</sup> Denn siehe, in dem Augenblick, als ich deinen Gruß hörte, hüpfte das Kind vor Freude in meinem Leib. <sup>45</sup> Und selig, die geglaubt hat, dass sich erfüllt, was der Herr ihr sagen ließ. <sup>46</sup> Da sagte Maria: Meine Seele preist die Größe des Herrn <sup>47</sup> und mein Geist jubelt über Gott, meinen Retter. <sup>48</sup> Denn auf die Niedrigkeit seiner Magd hat er geschaut. Siehe, von nun an preisen mich selig alle Geschlechter. <sup>49</sup> Denn der Mächtige hat Großes an mir getan und sein Name ist heilig. <sup>50</sup> Er erbarmt sich von Geschlecht zu Geschlecht über alle, die ihn fürchten. <sup>51</sup> Er vollbringt mit seinem Arm machtvolle Taten: Er zerstreut, die im Herzen voll Hochmut sind; <sup>52</sup> er stürzt die Mächtigen vom Thron und erhöht die Niedrigen. <sup>53</sup> Die Hungernden beschenkt er mit seinen Gaben und lässt die Reichen leer ausgehen. <sup>54</sup> Er nimmt sich seines Knechtes Israel an und denkt an sein Erbarmen, <sup>55</sup> das er unsern Vätern verheißen hat, Abraham und seinen Nachkommen auf ewig. <sup>56</sup> Und Maria blieb etwa drei Monate bei ihr; dann kehrte sie nach Hause zurück.

*(Lk 1,39-56)*



aria steht auf. Unverzüglich beginnt sie mit den Vorbereitungen für eine lange Reise. Sie soll von Nazaret in das Bergland von Judäa führen. Nahezu eine Woche wird die junge Frau unterwegs sein. Doch all das ist in diesem Augenblick nicht von Bedeutung. Es ist die Botschaft des Engels, die in ihr widerhallt, besonders aber sein letztes Wort, das sie antreibt, ihr Ziel möglichst rasch zu erreichen: Für Gott ist nichts unmöglich (Lk 1,37). Nun sucht sie die Nähe ihrer Verwandten, die ebendies erfahren hat. Als sie ihr Heim betritt, fällt der Blick sogleich auf die freundlich lodernde Flamme des häuslichen Herdes. In ihrem Inneren aber glost bereits prophetisches Feuer. Nur noch ein Hauch, dann sticht seine Flamme empor.

Mit einem Hinweis hatte der Engel Gabriel kurz zuvor Maria verlassen. Elisabet, die schon das ganze Leben unter ihrer Unfruchtbarkeit leidet, erwartet in vorge-rücktem Alter einen Sohn. Gott hat ihr Unglück gewen-det. So wird sie für Maria zu einem Zeichen der Be-glaubigung für das Große, das Gott an ihr selbst getan hat. Soll sich in diesen Tagen tatsächlich etwas ereig-nen, das an das Los der Urahnin Israels erinnert? Mit Sara, der Frau Abrahams, hatte einst alles begonnen, als sie als Unfruchtbare im hohen Alter ihrem Sohn Isaak das Leben schenkte. Auch Rebekka, der Mutter des Stammvaters Jakob, und Hanna, die den letzten großen Richter, Samuel, geboren hat, war es ähnlich



ergangen. Muss man sich angesichts dessen nicht sogleich auf den Weg machen, um das Wunder zu sehen?

Lukas hat die Erzählung vom Besuch Marias bei Elisabet zu einem Ort der Begegnung gemacht (siehe Lk 1,39-56). Zuerst legt er dar, wie der Engel Gabriel mit einer frohen Botschaft zum Priester Zacharias kommt, der gerade im Tempel seinen Dienst versieht. Seine Frau Elisabet soll in ihrem Alter noch Mutter werden. Da Zacharias nicht glauben kann, soll er so lange stumm bleiben, bis sich die Verheißung erfüllt. Sein schwieriges Los dient ihm also zugleich auch als Zeichen. Sechs Monate später kommt derselbe Engel zu Maria. Diesmal ist das Wunder noch größer. War Elisabet bereits in vorgerücktem Alter, ist Maria nämlich noch Jungfrau. Auch ihr wird ein Zeichen gegeben. Sie soll sich auf den Weg zu Elisabet machen. An ihr wird sie sehen, dass für Gott nichts unmöglich ist. Maria aber nimmt die Botschaft an, noch bevor sie sieht. Sie glaubt nicht aufgrund des Zeichens, sondern des Wortes. Ihr Glaube gründet also in der Begegnung, nicht im Wunder. In einem zweiten Schritt erzählt Lukas dann von den Begebenheiten rund um die Geburt der beiden Kinder. Zuerst von Johannes dem Täufer, dann von Jesus. Dazwischen aber findet Begegnung statt. Die beiden Mütter, die im wahrsten Sinne des Wortes guter Hoffnung sind, treffen aufeinander und mit ihnen auf geheimnisvolle Weise auch ihre Söhne.

Es mag erstaunen, was der Evangelist Lukas angesichts dieser Ereignisse mit keinem Wort erwähnt. Wie gerne wüssten wir, wie Josef, der Verlobte Marias, mit den neuen Umständen zurande gekommen ist. Doch anders als Matthäus schweigt Lukas. Erst in der Erzählung von der Geburt Jesu vermerkt er, dass er mit Maria, seiner Verlobten, nach Betlehem geht. Ob er sie auch zu Elisabet begleitet hat, findet er nicht der Rede wert. Anzunehmen, dass eine junge Frau nicht alleine unterwegs war. Dennoch bleiben die Männer der beiden werdenden Mütter im Hintergrund. Ob Maria mit Zacharias auch nur ein einziges Wort gewechselt hat? Wir wissen es nicht. Immerhin ist es sein Haus, das sie betreten hat. Doch all das scheint nebensächlich. Lukas schenkt seine volle Aufmerksamkeit den beiden Frauen und ihren noch ungeborenen Kindern. Ob Maria bei der Geburt von Johannes noch anwesend war, bleibt ebenfalls offen. So hart es klingt – es war Lukas nicht wichtig. Das Zeichen ist die schwangere Verwandte Elisabet und nicht ihr Kind. Übrigens begibt sich Maria bald nach der Begegnung mit dem Engel zu Elisabet. Dass neues Leben in ihr heranwächst, ist also weder für sie noch für andere wahrnehmbar. Nach drei Monaten wird sie wieder nach Nazaret zurückkehren. Erst die zweite Reise nach Judäa, diesmal nach Betlehem, wird von den Mühen der herannahenden Geburt überschattet sein und das Paar auf eine harte Probe stellen.



Soviel zu dem, was der Evangelist Lukas nicht erzählt. Manchmal ist es erhellend, sich auch darüber klar zu werden. Zu sehr prägen frei nacherzählte Bibelgeschichten, Legenden, Gemälde oder Verfilmungen unsere Vorstellungen jener Ereignisse. Oft so stark, dass wir Gefahr laufen, das Wesentliche zu übersehen. Viele Künstler haben dies begriffen und sich damit begnügt, zu zeigen, wie zwei Frauen einander umarmen. Es geht also um Begegnung. Das Schicksal, so sagt man, hat diese beiden Menschen zusammengeführt. Ähnliches ist bis heute zu beobachten. Frauen, die ein Kind erwarten, bereiten sich gemeinsam auf das freudige Ereignis vor. Sie besuchen Vorträge, machen Gymnastik und tauschen sich aus. So entstehen Bindungen, die mitunter lange währen. Es ist zu begrüßen, dass sich hin und wieder auch Väter an diesem Geschehen beteiligen. Doch wissen sie nur zu gut: In dieser Phase gilt das Augenmerk den Müttern mit ihren ungeborenen Kindern. Sie selbst stehen wie Josef und Zacharias im Hintergrund. Es ist gut, dass es sie gibt und auch ihre Zeit wird noch kommen. Doch nicht jetzt.

Maria betritt das Haus, in dem Elisabet wohnt, und grüßt. So ist es auch ihr wenige Tage zuvor ergangen – jemand ist bei ihr eingekehrt, um sie zu begrüßen. Sein Kommen hat dann ihr Leben verwandelt. Die Begegnung mit dem Engel hatte das Feuer des Heiligen Geistes in ihr entfacht. Zur lodernden Fackel gewor-

den, reicht sie diese Flamme nun an Elisabet weiter. So wird auch sie von Gottes Geist erfüllt. Es ist bemerkenswert, dass beide Frauen in ihrem Haus, also mitten im Alltag, heimgesucht werden. Gott tritt in ihr unscheinbares Leben ein, in der Gestalt eines Engels oder aber durch einen Menschen, den das Wirken des Geistes zum göttlichen Boten erkoren hat. Wieder lässt der Evangelist Lukas viel Platz für unsere Gedanken. Elisabet ist schon im sechsten Monat. Ihre Schwangerschaft ist also offensichtlich. Doch ist sie auch in der Lage, diese zu deuten und das Wunderbare in ihr zu erkennen? Ihr Mann Zacharias ist ja verstummt. Hat sie von seiner Begegnung mit dem Engel erfahren? Immerhin weiß sie nach der Geburt, welchen Namen der göttliche Bote festgelegt hat. Zudem mag man fragen, ob Zacharias mittlerweile glaubt, was hier geschieht. So bleibt es Maria vorbehalten, mit ihrem Kommen das Feuer zu entfachen.

An dieser Stelle ist nun zu fragen, was sich an einem Menschen ereignet, der mit Gottes Geist begabt wird. Wir dürfen den Propheten Joel zu Rate ziehen. Auch Lukas hat dies angesichts des Pfingstwunders in der Apostelgeschichte getan (siehe Apg 2,16-21). Wenn Gott seinen Geist ausgießt, heißt es dort, werden alle zu Propheten werden (Joel 3,1). Ähnliches ist bereits während der Wanderung Israels in das gelobte Land geschehen. Gott hat etwas von dem Geist, der auf Mose



ruhte, auf die siebenzig Ältesten des Volkes gelegt. Sogleich fingen sie an, prophetisch zu reden (Num 11,25). Dasselbe ereignet sich nun an Elisabet. Die Erfahrung des Geistes macht sie zur Prophetin. Doch halten wir noch einen Augenblick inne. Lukas weiß in diesem Zusammenhang nämlich Merkwürdiges zu berichten. Maria begrüßt Elisabet. Diese hört die Worte der Verwandten, und noch bevor sie den Gruß erwidern kann, hüpfet das Kind vor Freude in ihrem Leib. Weiß es etwa mehr als seine Mutter? Sechs Monate zuvor hatte der Engel zu Zacharias gesagt, sein Sohn werde schon vom Mutterleib an mit Heiligem Geist erfüllt sein. Während die meisten Propheten erst in einer denkwürdigen Stunde ihres Lebens mit dem Geist Gottes in Berührung kommen, gilt dies für Johannes offenbar von Anfang an. So stellt sich die Frage, woran man dies erkennen soll, da er noch nicht einmal sprechen kann. – Indem er jenen, der mit Heiligem Geist und Feuer taufen wird (Lk 3,16), schon im Mutterleib erkennt und vor Freude hüpfet. Das vermag nur ein Prophet. Ihm ist es gegeben, das wahre Wesen eines Menschen zu erfassen und ihn mit Gottes Augen zu betrachten.

Worin also besteht das Wesen der Prophetie? Wer mit Gottes Geist begabt ist, vermag scheinbar Alltägliches im Lichte der göttlichen Verheißungen zu deuten. Betrachten wir es nüchtern. Eine Schwangerschaft ist die normalste Angelegenheit der Welt. Wären unse-



re Mütter nicht guter Hoffnung gewesen, würden wir alle nicht existieren. Das hat sich in der Menschheitsgeschichte schon viele Milliarden Male ereignet. Vor zweitausend Jahren, als die Geburtenrate noch deutlich höher gewesen ist als im Europa der Gegenwart, also wahrlich nichts Besonderes. Darin das Walten Gottes zu erkennen und Gott am Werk zu sehen, ist nur möglich, wo der Geist Gottes die Sinne schärft. Propheten sind Wahrsager im besten Sinne des Wortes. Sie sagen Wahres aus, weil es ihnen gegeben ist, zu erschließen, wie sich in den Zeichen der Zeit der Wille Gottes und sein Walten erkennen lässt.

Die Freude des ungeborenen Kindes überträgt sich sogleich auf die Mutter. Nun wird auch sie zur Prophetin. So vermag sie als ältere Verwandte in ihrer jüngeren Angehörigen das Besondere zu sehen und ihr die Ehre zu geben. Es drängt sie förmlich, den Gruß des Engels – „Sei begrüßt, du Begnadete, der Herr ist mit dir“ (Lk 1,28) – aufzugreifen und zu erweitern: „Gesegnet bist du unter den Frauen und gesegnet ist die Frucht deines Leibes“ (Lk 1,42). Erinnern wir uns. Maria ist erst seit wenigen Tagen schwanger. Dass Elisabet dies sogleich erkennt, ist also an sich schon bemerkenswert. Dass sie als ältere Verwandte aus einer priesterlichen Familie nicht nach den näheren Umständen fragt, da Maria doch mit Josef nur verlobt ist, noch einmal mehr. Lukas hat diese Begegnung offensichtlich den Niederungen



menschlichen Denkens entrissen. Für ihn ist Gottes Geist am Werk. Er lässt die Beteiligten mit dem Blick von Prophetinnen die tiefere Bedeutung der Ereignisse erkennen. Daher vermögen sie, das Gute wahrzunehmen, das Gott getan hat und ihrem Mitmenschen mit Achtung und Wertschätzung zu begegnen.

So legt Elisabet als erste im Lukasevangelium ein Christusbekenntnis ab. Indem sie Maria als Mutter ihres Herrn bezeichnet, erschließt sie dem Leser und der Leserin die Bedeutung des Kindes. Es ist der Kyrios, der Herr schlechthin. Maria ist gesegnet, weil sie den Inbegriff des göttlichen Segens, den Sohn des Höchsten, in sich trägt. Sein Glanz strahlt bereits vor der Geburt auf die Mutter. Fast möchte man meinen, dass die Gestalt der Mutter hinter dem Kind verschwindet. In einer weiteren Seligpreisung rückt Elisabet dieses Bild zurecht. Es bleibt das Verdienst der jungen Mutter, dass sie dem Engel geglaubt hat. Ihrem eigenen Mann Zacharias war dies nicht in diesem Maße gelungen, obwohl er Priester war und der Engel im Heiligtum zu ihm gesprochen hat. Er hätte also damit rechnen können, hier dem Göttlichen zu begegnen. Bei Maria war es anders. Daher hebt sie der Glaube aus der Schar aller Frauen, ja aller Menschen, hervor. Die Größe ihres Glaubens entspricht der Größe des Kindes, das sie in sich trägt. Ihr Glaube ist wie Wachs – bereit, die Flamme des Geistes zu empfangen und zu nähren.

Die prophetischen Worte Elisabets lassen nun auch Maria geisterfüllt reden. Ihr Lobgesang ist zugleich Prophetie. Er verknüpft ihre Lebensgeschichte mit jener des Volkes Israel. Nahezu jeder Gedanke spielt an Ereignisse an, von denen die Heilige Schrift erzählt. Dass der Mächtige Großes an ihr getan hat (Lk 1,49), entspricht der Erfahrung Israels, dass Gott aus wenigen Menschen ein Volk geschaffen hat, so zahlreich wie die Sterne am Himmel (Dtn 10,21-22). Dass Gott machtvolle Taten vollbringt (Lk 1,51), durften schon die Israeliten erfahren, als sie aus dem Sklavenhaus Ägypten gezogen sind. Dass Hungernde mit seinen Gaben beschenkt werden (Lk 1,53), erinnert an die Erzählungen, wie sich das Volk in der Wüste vom Manna, dem Himmelsbrot, ernährte. Dass sich Gott seines Knechtes annimmt (Lk 1,54), aber weist auf die zweite große Rettung Israels aus der babylonischen Gefangenschaft hin (Jes 41,8ff). Seit Abraham hatte Gott mit den Seinen Erbarmen. In Maria versammelt sich somit die große Geschichte Gottes mit seinem Volk Israel. Ihre Helden sind nicht Könige und Krieger, sondern Menschen, die wie Maria geglaubt und es durch ihr Ja zugelassen haben, dass ihnen Gott begegnen kann. So persönlich das Ja Marias und vieler anderer auch gewesen ist, hat es doch die Geschichte der nachkommenden Generationen geprägt. Es ist auch Teil ihres Lebens geworden. Das Erbe gelungener Begegnungen von Mensch und Gott ist ein Feuer, das bis heute leuchtet und wärmt.



In der Sprache der Dichter ist das Feuer seit alters her ein Bild für die intensivste Form menschlicher Begegnung und Beziehung, die Liebe. Offensichtlich lassen sich ohne große Phantasie viele Bezüge erkennen. Für ein Feuer, lehrt uns die Physik, sind drei Komponenten erforderlich: Sauerstoff, Zündenergie und ein brennbares Material. Wir wissen, dass feuchtes Holz viel schwerer zu entflammen ist als trockener Zunder. So ist es auch mit uns Menschen. Manche lassen sich trotz großen Bemühens ihrer Mitmenschen für nichts und niemanden erwärmen. Die Bezogenheit auf sich selbst oder bedrückende Erfahrungen haben dem Feuer der Liebe die Basis entzogen, brennen zu können. Es müsste sich etwas in ihrem Leben ändern, dass die modrige Feuchte von Groll, Misstrauen oder Hass entweichen kann. Andere wiederum fangen sofort Feuer, wenn die Funken sprühen. Sie haben das Glück, dem Guten in ihrem Leben mehr Gewicht geben zu können als dem Mangel, der uns daran hindert, das Beste in uns zu entfalten. So offensichtlich dies alles sein mag, bleibt es aber nicht selten auch ein Geheimnis, warum uns das Feuer der Liebe entzündet oder auch nicht. Wir dürfen nämlich nicht übersehen, dass auch ein noch so trockener Brennstoff tot bleibt, wenn nicht zumindest ein Funke auf ihn überspringt. Um zu lieben, brauchen wir einen Anstoß, der nicht in uns selbst zu finden ist: ein Ereignis, ein Wort, eine Geste, letzten Endes also eine Person. Die Liebe entzündet sich in der Begeg-



nung mit dem Anderen. Auch die recht verstandene Liebe zu sich selbst ist nur möglich, wenn wir wenigstens einmal in unserem Leben die Erfahrung gemacht haben, um unserer selbst willen angenommen zu sein. Was aber wäre das schönste Feuer wert, wenn es nicht genügend gute Luft hätte? Soll es dauerhaft brennen, muss es von zwei Seiten genährt werden – durch die ständige Zufuhr neuen Brennmaterials und ausreichenden Sauerstoff. Auch diesen stellen nicht wir zur Verfügung. Wieder sind es andere Menschen, die uns auf diese Art stärken. Ihr Dasein für uns ist der Atem, der das Feuer unserer Liebe am Leben hält. Ohne die Begegnung mit ihnen fänden wir in unserem Leben keinen rechten Sinn.

Gehen wir davon aus, dass es uns gelungen ist, ein Feuer zu entzünden. Wir werden uns vielleicht eine Weile an seinem Schein erfreuen und die wohltuende Wärme genießen. Nachdem wir Scheit um Scheit nachgelegt haben, aber wird unweigerlich eine innere Stimme in uns fragen: Lohnt es sich denn, so viel gutes Holz in die Flammen zu werfen und anderen Möglichkeiten der Verwendung zu entziehen? In diesem Augenblick werden wir entdeckt haben, dass ein Feuer nicht umsonst brennt. Wir müssen etwas aufwenden, um es am Leben zu erhalten. Manchmal erscheint uns dieser Einsatz erschreckend hoch. Da unsere Lebenskraft begrenzt ist, müssen wir uns vergewissern, wofür wir



sie einsetzen und wem sie nützt. Doch wissen wir andererseits auch, dass unser Leben ohne das Feuer der Liebe kalt und unwirtlich wäre. Wir können also gar nicht anders als zu lieben, das heißt aber auch hinzugeben. Wir brennen für andere, nicht für uns selbst.

Erlauben wir der Flamme, noch ein wenig zu züngeln, da wir nun wissen, wie kostbar sie ist. Wofür benötigen wir eigentlich ihre Dienste? Um Eisen zu schmelzen, braucht es besonders gutes Brennmaterial und einen Blasebalg, der ausreichend Sauerstoff bereitstellt. Anders verhält es sich zum Beispiel mit Weihrauch. Würde man das Harz direkt ins Feuer werfen, hätte man gar nichts davon. Am besten entfalten sich die ätherischen Öle in einiger Entfernung zur Flamme, wo es nicht mehr so heiß ist. Ein großes Holzfeuer erbrächte also weniger Nutzen als ein unscheinbares Stück glühender Kohle oder ein Teelicht. Gilt dies nicht auch für die Liebe? Es liegt am anderen, zu bestimmen, wie wir für ihn brennen dürfen, ob er sich in angemessener Entfernung an unserer Wärme erfreuen oder in der Glut unserer Liebe jenes Brot backen will, das ihn nähren soll. Wie Feuer kann nämlich auch falsch verstandene Liebe verbrennen und am Ende sogar vernichten.

Was bisher gesagt wurde, lässt sich natürlich auch auf die Beziehung des Menschen zu Gott hin entfalten.



Eines der eindrucksvollsten Gottesbilder der Bibel ist wohl jenes, das Mose am Gottesberg Horeb geschaut hat – ein Dornbusch, der im Feuer brennt und doch nicht verzehrt wird (Ex 3,2). Ein großartiges Gleichnis für die Liebe Gottes. Sie brennt für uns, ohne dass wir dabei auf der Strecke bleiben. Sie vereinnahmt nicht und macht uns nicht zum Gegenstand ihres Verlangens. Weiters ist zu bedenken, dass ein Dornbusch so ziemlich das unnützte Gewächs ist, das die Bibel kennt. Man kann sich nicht einmal unter ihm ausruhen, da er keinen Schatten wirft (siehe etwa Ri 9,8-15). Er dient eigentlich nur als Brennmaterial für ein rasch aufblühendes Feuer. Doch selbst diesen achtet Gott so sehr, dass er ihn nicht versengt. Im Gegenteil – in Flammen stehend wird er zu einem Boten Gottes, ohne dabei seine Identität zu verlieren. Diese Erfahrung wurde Mose, Maria und vielen anderen geschenkt, die Gott erwählt hat. Nichts von dem, was ihr bisheriges Leben geprägt hat, war ihm zu gering. Darüber hinaus aber befähigte sie seine Liebe, das Beste in sich zur Entfaltung zu bringen und ihre Mitmenschen daran teilhaben zu lassen. So mag es nicht wundern, dass schon Cyrill von Alexandrien zu Beginn des 5. Jahrhunderts im Bild vom brennenden Dornbusch einen Hinweis auf Maria sieht. An ihr ist deutlich geworden, dass ein Mensch, der zu Gott Ja sagt, nicht um das Seine zu fürchten braucht. Gott erwählt den Menschen nicht, um ihn umzuformen, sondern zur Entfaltung zu bringen, was er in ihm



grundgelegt hat. Die Begegnung mit Gott führt uns also zum tiefsten Geheimnis unseres Daseins.

Ob uns das Feuer Gottes entflammen kann, hängt natürlich auch von uns ab. Gott wirkt nicht am Menschen vorbei. Er bedient sich des Brennmaterials, das wir ihm zur Verfügung stellen. Doch manchmal ist es nass und schwer zu entzünden. Das muss nicht immer an uns liegen. Viele haben in ihrer Kindheit einen Gott kennengelernt, vor dem sie Angst hatten. Vom Feuer seiner Liebe wurde ihnen selten erzählt, dafür umso mehr von jenem der Hölle. Anderen haben Diener Gottes, die diesen Namen nicht verdienen, den Weg zu Gott verschüttet, anstatt ihn zu ebnen. Umso mehr staunen wir, wenn selbst sie das Feuer der göttlichen Liebe erfasst. Wer hätte in den ersten Tagen des Christentums etwa geglaubt, dass der Christenverfolger Saulus einst zum glühendsten Zeugen des Evangeliums verwandelt wird? Wir tun also gut daran, die Zündenergie der göttlichen Liebe nicht zu unterschätzen. Der Heilige Geist ist der heiße Atem Gottes, der es vermag, auch unter scheinbar aussichtslosen Umständen in uns eine Flamme zu entzünden und sie zu bewahren. Er ist der Funke, der in uns das Feuer der Liebe entfacht, und der Sauerstoff, der es am Leben hält.

Kehren wir nun zurück zu Maria und Elisabet. Mit ihnen treten gleich zu Beginn des Evangeliums nach



Lukas zwei prophetische Frauen auf. Beide sind erfüllt mit Heiligem Geist. Sie haben erkannt, wozu die Liebe Gottes imstande ist und können nicht anders als dies zu bezeugen. Auch in der zweiten Schrift, die Lukas verfasst hat, der Apostelgeschichte, ereignet sich Ähnliches. Ein heftiger Sturm fährt daher und erfüllt das Haus, in dem Maria, die Frauen, die Brüder Jesu und die Apostel versammelt sind. Es erscheinen Zungen wie von Feuer, die sich auf ihnen verteilen. Es ist die Stunde des Heiligen Geistes (Apg 2,1-4). Nun werden alle zu Prophetinnen und Propheten. Sie beginnen zu erzählen, was sich in Jerusalem ereignet hat und der tragende Grund ihrer Hoffnung ist. Auf ihnen brennt die Flamme des Geistes. Wie einst der Dornbusch verbrennen sie nicht. Im Gegenteil – sie verschweigen nicht mehr, was sie in ihrem Innersten bewegt. Sie sind zu Zeugen der göttlichen Liebe geworden. Dieser Glaube führt Menschen zusammen – mehr als dreitausend lassen sich von den ersten Lichtträgern entflammen. Nun hat sich das Wort Jesu erfüllt: „Ich bin gekommen, um Feuer auf die Erde zu werfen. Wie froh wäre ich, es würde schon brennen!“ (Lk 12,49).

Menschen begegnen einander, um ihre Erfahrungen mit Gott zu teilen. Das ist die Geburtsstunde der Kirche. Maria und Elisabet, die einander umarmen und begrüßen, sind also ein Urbild für die Gemeinschaft der Glaubenden. Freilich wissen wir, dass es im Leben



dieser Gemeinschaft allzu viele Momente gegeben hat, in denen die Umarmung gelöst worden ist. Das Ereignis, von dem Lukas erzählt, ist also auch eine Art Vorbild, an dem wir Maß nehmen sollen. Das einigende Band ist der Heilige Geist. Sein Atem nährt das Feuer der Liebe. Jeder aber kommt auf seine Art mit dem göttlichen Feuer in Berührung. Manche gleichen der Kohle, die sich zur Glut verwandeln lässt. Es sind jene, die seit vielen Jahren, wenn nicht schon ihr ganzes Leben lang, die Gemeinschaft tragen. Sie verkörpern das Erbe, das durch das Feuer des Geistes neue Kraft bekommt. Andere sind wie Weihrauchkörner oder duftende Kräuter. Am Feuer liegend verbreiten sie ihren Wohlgeruch, ohne fürchten zu müssen, dabei etwas zu verlieren. Andere wiederum sind Wanderer, die von weitem in der Finsternis ein Licht erblickten. Es hat sie davor bewahrt, in die Irre zu gehen. Anderen ist kalt geworden in einer Welt, die den Menschen nach Besitz und Leistung bewertet. Sie wollen sich am Feuer wärmen, um nicht zu erfrieren. Das Feuer des Geistes, das in den Glaubenden lodert, brennt für die Welt. Es lädt sie ein, sich in seiner Nähe zu versammeln, einander in seinem Schein auf neue Weise zu begegnen und dann selbst für andere zu einem Licht der Hoffnung zu werden.





## ***Begegnung***

Loderndes Feuer,  
nimm wahr seinen Schein,  
der hell macht das Antlitz,  
ins Licht stellt dein Sein.

Worte wie Funken  
erhellen, was war,  
erzählen vom Wunder:  
Verdorrt es gebar.

Feuriger Atem,  
göttlicher Geist,  
verwandelnde Kraft,  
die Wahres verheißt.

Entzünde und brenne,  
bestärke, mach frei.  
Begegnung schenkt Leben –  
was alt ist, wird neu.





# NIEDER-KUNFT

## Die Geburt Jesu

Klaus Einspieler



*Die Geburt Jesu. Flügelaltar der Pfarrkirche Maria Rojach, etwa 1510-1520, angelehnt an das „Marienleben“ Albrecht Dürers. Foto: Georg Haab.*

<sup>1</sup> Es geschah aber in jenen Tagen, dass Kaiser Augustus den Befehl erließ, den ganzen Erdkreis in Steuerlisten einzutragen. <sup>2</sup> Diese Aufzeichnung war die erste; damals war Quirinius Statthalter von Syrien. <sup>3</sup> Da ging jeder in seine Stadt, um sich eintragen zu lassen. <sup>4</sup> So zog auch Josef von der Stadt Nazaret in Galiläa hinauf nach Judäa in die Stadt Davids, die Betlehem heißt; denn er war aus dem Haus und Geschlecht Davids. <sup>5</sup> Er wollte sich eintragen lassen mit Maria, seiner Verlobten, die ein Kind erwartete. <sup>6</sup> Es geschah, als sie dort waren, da erfüllten sich die Tage, dass sie gebären sollte, <sup>7</sup> und sie gebar ihren Sohn, den Erstgeborenen. Sie wickelte ihn in Windeln und legte ihn in eine Krippe, weil in der Herberge kein Platz für sie war.

<sup>8</sup> In dieser Gegend lagerten Hirten auf freiem Feld und hielten Nachtwache bei ihrer Herde. <sup>9</sup> Da trat ein Engel des Herrn zu ihnen und die Herrlichkeit des Herrn umstrahlte sie und sie fürchteten sich sehr. <sup>10</sup> Der Engel sagte zu ihnen: Fürchtet euch nicht, denn siehe, ich verkünde euch eine große Freude, die dem ganzen Volk zuteilwerden soll: <sup>11</sup> Heute ist euch in der Stadt Davids der Retter geboren; er ist der Christus, der Herr. <sup>12</sup> Und das soll euch als Zeichen dienen: Ihr werdet ein Kind finden, das, in Windeln gewickelt, in einer Krippe liegt. <sup>13</sup> Und plötzlich war bei dem Engel ein großes himmlisches Heer, das Gott lobte und sprach: <sup>14</sup> Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden den Menschen seines Wohlgefallens.

<sup>15</sup> Und es geschah, als die Engel von ihnen in den Himmel zurückgekehrt waren, sagten die Hirten zueinander: Lasst uns nach Betlehem gehen, um das Ereignis zu sehen, das uns der Herr kundgetan hat! <sup>16</sup> So eilten sie hin und fanden Maria und Josef und das Kind, das in der Krippe lag. <sup>17</sup> Als sie es sahen, erzählten sie von dem Wort, das ihnen über dieses Kind gesagt worden war. <sup>18</sup> Und alle, die es hörten, staunten über das, was ihnen von den Hirten erzählt wurde. <sup>19</sup> Maria aber bewahrte alle diese Worte und erwog sie in ihrem Herzen. <sup>20</sup> Die Hirten kehrten zurück, rühmten Gott und priesen ihn für alles, was sie gehört und gesehen hatten, so wie es ihnen gesagt worden war.

*(Lk 2,1-20)*

Um die Geburt Jesu ranken sich zahlreiche Legenden. Eine der ältesten erzählt, dass sich eine dicke Wolke herabsenkte und die Höhle verbarg, in der sich Christus anschickte, als Mensch unter Menschen zu leben. Eine andere Überlieferung weiß zu berichten, Gottes Sohn wäre gekommen wie Tau, der auf die Erde herabsteigt. Betörender Duft erfüllte die Höhle, als das göttliche Licht erschien. Die Natur versuchte es also, Maria in der Stunde ihrer Niederkunft gleichzutun. Als sich Gottes Sohn auf die Erde begab, kamen auch die Elemente hernieder.

In den Gottesdiensten der Weihnachtszeit lässt sich gelegentlich etwas Ähnliches bestaunen. Einer guten Tradition folgend wird in diesen Tagen viel Weihrauch verwendet. Da die Sonne im Winter am tiefsten steht und die Luft kalt ist, kann man besonders gut beobachten, wie der Rauch zur Kirchendecke emporsteigt. Es scheint, als würde er das Ja Marias zur Menschwerdung des göttlichen Sohnes und mit ihm die Bereitschaft der Gläubigen, sich von Gott verwandeln zu lassen, zum Himmel tragen. Bald darauf beginnt sich die Wolke, die nach oben gestiegen war, wieder zu senken. Es sieht so aus, als würde sich Gott zu den Seinen begeben und sie mit dem Duft seiner göttlichen Gegenwart beschenken. Mehr und mehr verschmelzen der aufsteigende Weihrauch und die sich senkenden Schwaden, als wollten sie veranschaulichen, worum



es im Gottesdienst geht – das Ineinander von Gott und Mensch. Der Ewige und Allmächtige bleibt nicht in himmlischen Höhen, er kommt zur Erde und erreicht den Menschen in den Niederungen seines Daseins.

Zu Weihnachten feiern wir die Herabkunft des göttlichen Sohnes. Sie erreicht die Menschen mitten im Leben. Josef und Maria sind gerade unterwegs – nicht gerade der passende Zeitpunkt für eine Geburt. Die Hirten lagern wie gewöhnlich bei ihren Herden. Die meisten Menschen aber schlafen. Was mag sich am Tag der Geburt Jesu wohl sonst noch alles ereignet haben? Das Weihnachtsevangelium nach Lukas lässt uns mit dieser Frage weitgehend allein. Wir erfahren nur, dass Maria ihren erstgeborenen Sohn zur Welt brachte, in Windeln wickelte und in eine Krippe legte, weil in der Herberge kein Platz für sie war. Mehr wird über die Geburt selbst nicht berichtet. Der Evangelist Matthäus fasst sich noch knapper. Was über den Umstand, dass Jesus geboren wurde, zu sagen ist, findet in einem Nebensatz Platz – Josef erkannte Maria nicht, „bis sie ihren Sohn gebar“ (Mt 1,25). Nüchtern betrachtet ist eine Geburt in der Tat ein durch und durch natürliches Geschehen. Der Mensch kommt wie alle Säugetiere lebend zur Welt. Dieser Vorgang ist verbunden mit Schmerzen, Blut und der Angst, dabei zu sterben. Unser Lebenskampf beginnt also bereits mit der Geburt. Und eines Tages werden wir ihn verlieren. Das ist gewiss.

Gibt es überhaupt etwas Diesseitigeres als eine Geburt? Wir kommen zur Welt. Von Beginn an ist unser Leben an Zeit und Raum gebunden. Durch diese Begrenzung werden wir unendlich viele Wege nie beschreiten. Wir sind gefordert, zu wählen und uns festzulegen. Vieles ist bereits vorgegeben, zum Beispiel durch die Herkunft der Eltern, die politische und wirtschaftliche Lage in unserem Land sowie Menschen, die uns mehr oder weniger zufällig begegnen und prägen. Unser Leben wird sich durch diese Umstände und unsere Entscheidungen entfalten. Eines Tages wird es dann unwiderruflich zu dem geworden sein, was wir durchleben mussten oder konnten. Das ist die Welt, in die auch Jesus geboren wurde, zu der er gekommen ist. Hätte es eines Beweises bedurft, dass Gottes Wirken auf das Diesseits menschlichen Daseins bezogen ist, wäre er damit wohl endgültig erbracht. Gott lässt sich mit der Geburt seines Sohnes auf die Geschichtlichkeit und Begrenztheit menschlichen Lebens ein. Er kommt an einem bestimmten Ort zur Welt, so konkret, dass in Betlehem bis heute jene Stelle gezeigt wird, wo dies geschehen ist.

So gewöhnlich eine Geburt auch sein mag, wohnt ihr andererseits ein besonderer Zauber inne. Auch wenn wir heute wissen, wie Leben entsteht, staunen wir dennoch über dieses Wunder. Ein neugeborenes Kind macht uns bewusst, wie groß und geheimnisvoll das



Geschenk des Lebens ist. Das Wesentliche an ihm ist weder machbar noch lässt es sich erzwingen. Wir ahnen, dass es uns letztlich auf Gott verweist. Die Kulturen des Altertums haben üppige Fruchtbarkeitskulte gefeiert, um die lebenspendende Mutter Erde gnädig zu stimmen. Dem hat sich die Bibel aus guten Gründen widersetzt. Das Leben liegt in Gottes Hand, jede Geburt erinnert den Israeliten an die Verheißung Abrahams, aus ihm ein Volk zu machen, zahlreich wie die Sterne am Himmel (Gen 15,5). Insofern ist jeder Nachkomme für den Israeliten eine Erfahrung der Zuwendung Gottes. Dies gilt im Besonderen, wenn eine Frau das erste Mal gebiert. Der Erstgeborene gehört Gott und ist gleichsam ein Zeichen für seine Zusage von Segen und Heil. Das gilt auch im Blick auf Jesus.

Die Evangelien erwähnen vieles, was uns interessiert, nur am Rande. Dass Jesus in einem Stall geboren wurde, wissen wir nur, weil Maria das Kind in einen Futtertrog gelegt hat. Ob er die Gestalt einer Höhle hatte, wie es die Weihnachtskone der Ostkirche und viele Weihnachtskrippen darstellen, verrät die Bibel nicht. Auch Ochs und Esel sind in keinem der Weihnachtsevangelien zu finden. Umso verblüffender ist, dass sie schon auf den frühesten bildlichen Darstellungen aus dem christlichen Altertum zu finden sind. Dass der geizige Wirt der Herberge das arme Paar nicht aufnehmen wollte, hat man in den Hirtenspielen weidlich ausge-

kostet. In der Erzählung selbst ist davon freilich keine Rede. Dass Jesus in der Nacht geboren wurde, können wir ebenfalls nur aus dem Zusammenhang erschließen. Ein Engel erscheint den Hirten, als sie bei ihren Herden Nachtwache halten. Damit beginnt die Offenbarung des Geschehens. Dass sie mit ihren Geschenken zur Krippe geeilt sind, wird in Weihnachtsgeschichten gerne entfaltet. Darin erscheinen die Hirten als Gegenstück zum geizigen Wirt. Das Evangelium weiß davon jedoch nichts. Lukas ist nur wichtig, dass sie gekommen sind, um zu sehen, was ihnen der Engel verkündet hat. Mitten in ihrem harten Alltag werden sie vom göttlichen Boten heimgesucht. So wird die Krippe, die sie vielleicht selbst oft mit Futter gefüllt haben, zur Stätte der Begegnung mit Gott.

Das Evangelium von der Geburt Jesu ist also nichts für Menschen, die neugierig nach Kleinigkeiten fragen. Zu oft fehlt in ihm jene Redseligkeit, die unsere Weihnachtsbilder und Geschichten prägt. Vielleicht hat gerade dieser Umstand die Vorstellungskraft der Menschen beflügelt. Sie wollten es genauer wissen und haben begonnen zu erzählen. Das ist schon sehr früh geschehen. Etwa hundert Jahre nach Lukas ist das „Protoevangelium des Jakobus“ entstanden. Es ist die älteste und bedeutendste außerbiblische Quelle, die über die Kindheit Jesu und seiner Mutter Maria berichtet. Detailreich wird nachgetragen, was wir im



Neuen Testament nicht erfahren. Der Leser wird rasch erahnen, dass es sich dabei um Legenden handelt. Ihr historischer Wert ist also kritisch zu hinterfragen. Das trifft jedoch nicht das Wesen einer Legende. Schon Lukas ging es in seinem Evangelium nicht um nackte geschichtliche Fakten. Der größere Teil des Weihnachtsevangeliums ist damit beschäftigt, der Leserschaft die Bedeutung der Ereignisse in Betlehem zu erschließen. Dies geschieht von höchster Stelle her – durch einen Engel. Die Hirten sind die Kronzeugen, dass Christus, der Herr und Retter, geboren wurde und nun in Windeln gewickelt in einer Krippe liegt. Es geht also nicht so sehr um das Ereignis der Geburt, sondern um die Frage, wer in Betlehem zur Welt kam. In diesem Sinne sind auch die legendenhaften Texte späterer Epochen zu lesen. Sie tragen wunderbare Züge, weil in Betlehem Wunderbares geschehen ist.

Was aber erzählen uns diese Legenden? Als Josef und Maria zum Ort der Geburt kamen, so das „Protoevangelium des Jakobus“, wurde die Höhle von einer finsternen Wolke überschattet. Die hebräische Hebamme erkennt sofort, was hier vorgeht. Sie kennt die Tora. Im Buch Exodus wird erzählt, wie sich Gott nach der Tragödie des Sündenfalls auf den Weg zu den Menschen macht. Seine Herrlichkeit nimmt auf dem Berg Sinai Wohnung (Ex 24,15-16). Eine Wolke aber verhüllt den Gipfel und deutet so auf die Gegenwart Gottes hin. Sehen kann

man ihn freilich nicht, da sie wie ein dichter Schleier das Geheimnis seines Daseins schützt. Nach der Wolke erscheint gemäß der Legende ein Licht in der Höhle. Es leuchtet so hell, dass man die Augen abwenden muss. Wieder sind wir auf das Buch Exodus verwiesen. Das hebräische Wort für Herrlichkeit kann nämlich auch „Lichtglanz“ oder „Lichtfülle“ bedeuten. Tatsächlich wird beschrieben, dass die Erscheinung Gottes den Israeliten wie verzehrendes Feuer erschien (Ex 24,17). Im ersten Timotheusbrief erfahren wir vertiefend, dass Gott in unzugänglichem Licht wohnt (1 Tim 6,16). Es bewirkt dasselbe wie die Wolke, da es das Geheimnis der göttlichen Gegenwart unseren Blicken entzieht. Als das Licht weniger wird, erscheint dann das Kind, weiß der antike Text. An den Umständen der Geburt ist er kaum interessiert. Damals wie heute haben nur wenige Personen das Privileg, dabei anwesend zu sein. Sie wissen, dass der Geburtsverlauf in den Hintergrund tritt, wenn das Kind in den Armen der Mutter liegt. Was uns staunen lässt, ist die Person und nicht so sehr sein Weg aus dem Mutterschoß. Es wäre also schade, diese Legende als fromme Geschichte abzutun. Sie ist ein schriftgelehrter Versuch, das Kommen Jesu in die Welt in der Gestalt einer Erzählung zu deuten. In der Geburt des Kindes wird deutlich, wie Gott zu den Menschen kommt. Die Höhle seiner Geburt wird zum Sinai, dem Ort alttestamentlicher Gottesbegegnung schlechthin. Gott steigt herab, um inmitten seines



Volkes zu wohnen. Davon künden auch die von der Kirchendecke niederkommenden Weihrauchschwaden. Gott kommt uns entgegen. Er will, dass wir ihn in unserer Lebenswelt erkennen. Die Begegnung mit ihm ereignet sich nicht in einer heilen religiösen Sonderwelt, wenngleich in ihr eine Kraft wohnt, die darauf drängt, unser Leben zu verwandeln.

In einer anderen Kindheitsgeschichte Jesu aus dem frühen Mittelalter wird das Motiv des Lichts noch stärker entfaltet. Das Kind, das Maria zur Welt bringt, leuchtet so hell, dass es die Sonne verdunkelt: „Die Höhle wurde erfüllt von dem hellen Licht zusammen mit dem süßesten Duft. So wurde dieses Licht geboren, wie Tau vom Himmel herabsteigt auf die Erde.“ Der Gläubige der Gegenwart wird sich fragen, ob hier das Menschliche an den Ereignissen in Betlehem überhaupt noch Platz hat. Angesichts dessen lernen wir die Nüchternheit der lukanischen Darstellung wieder zu schätzen. Sie ist die Basis. Maria hat geboren. Dieses Ereignis war an sich nicht außergewöhnlicher als jede andere Geburt auch. Dann kommt bei Lukas die Deutung. Das dritte Mal im Evangelium tritt ein Engel auf. Er enthüllt den Hirten, wer dieses Kind ist. Sie selbst könnten in ihm nicht mehr sehen als ein Neugeborenes in Windeln. Das Geheimnis seiner Person offenbart sich ihnen nur, da sie bereit sind zu hören, was ihnen von oben her gesagt wird.

Offenbar war dem Evangelisten Lukas sehr daran gelegen, der Geburt Jesu einen Platz in Zeit und Raum zu geben. Dass er zur Welt kam, ist keine Legende. Daher kann das Ereignis in der Regierungszeit des Kaisers Augustus und seines Statthalters Quirinius festgemacht werden. Als Lukas von der Taufe Jesu erzählt, die den Beginn seines öffentlichen Wirkens markiert, sind bereits jene an der Macht, die uns in der Leidensgeschichte begegnen werden: der Statthalter Pontius Pilatus, die Hohenpriester Hannas und Kajaphas sowie der Tetrarch Herodes. Und auch der eigentliche Herrscher darf nicht fehlen. Es ist Kaiser Tiberius, Adoptivsohn und Nachfolger von Augustus (Lk 3,1-2). Das Leben Jesu wird mit den bedeutendsten Namen jener Zeit in Verbindung gebracht. Es ist kein zeitloser Mythos, sondern Teil der Geschichte. Dazu gehören auch konkrete Orte: Nazaret, das Heimatdorf Jesu, und Betlehem, wo er geboren ist. Freilich ist Betlehem mehr als ein Ort. Der Name hat durch seinen bis dahin berühmtesten Sohn, den großen König David, einen messianischen Klang. Durch den Propheten Micha wissen wir, dass hier einst der wahre Hirte Israels geboren wird (Mi 5,1-4a). Nun soll sich diese Verheißung erfüllen.

Wir haben schon gesehen, wie knapp Lukas formuliert, was ihm alles nicht wichtig ist. Umso mehr erstaunt uns beim sorgsamem Lesen seines Evangeliums, dass ein Motiv gleich dreimal vorkommt: Maria wickelt



ihren erstgeborenen Sohn in Windeln und legt ihn in eine Krippe (Lk 2,7). Etwas später verkündet der Engel den Hirten die Geburt des Messias. Als Zeichen gibt er ihnen mit auf den Weg, dass sie ein Kind finden werden, das in Windeln gewickelt in einer Krippe liegt (Lk 2,12). Die Hirten machen sich auf und finden das Kind in der Krippe, wie es der Engel gesagt hat (Lk 2,16). Offensichtlich dürfen wir genau dies nicht übersehen – ein Wickelkind im Futtertrog. Es ist bemerkenswert, dass in späteren apokryphen Kindheitsevangelien, die größtenteils von Lukas beeinflusst sind, dieses Motiv eine höchst untergeordnete Rolle spielt. Bei Lukas ist es nämlich das Zeichen schlechthin.

Bleiben wir also bei diesem Hinweis stehen. Dachte Lukas etwa an den Propheten Jesaja, als er diese Zeilen schrieb? Er hält dem Volk Israel gleich zu Beginn seines Buches vor: „Der Ochse kennt seinen Besitzer und der Esel die Krippe des Herrn“ (Jes 1,3). Ochs und Esel sind in der bäuerlich geprägten Kultur Palästinas jene Tiere, mit denen die Familie einen großen Teil ihrer Arbeitszeit verbringt. Sie sind dem Menschen so vertraut, dass sie fast schon zur Familie gehören. In den Zehn Geboten werden sie daher eigens genannt. Auch sie sollen sich am Sabbat ausruhen wie der Knecht, die Magd und alle Angehörigen des Hauses (Dtn 5,14). Ein Ochse darf beim Dreschen zudem keinen Maulkorb tragen (Dtn 25,4). Er soll teilhaben an der Freude

seines Herrn über den Reichtum der Ernte. Ein Ochs kennt also seinen Besitzer, mit dem er in der Hitze des Tages arbeitet und von dem er wie der Esel seinen Lohn erhält, einen reichlich gefüllten Futtertrog. Daher finden Ochs und Esel von alleine den Weg zu ihrem Stall. Israel aber ist mehr als ein Ochs oder Esel, die Nachkommen Jakobs sind Söhne Gottes (Jes 1,2). Und dennoch erkennen sie Gott nicht. Das Kind in der Krippe ist also für die Hirten das Zeichen, dass sie an der Krippe des Herrn stehen. Er, der Retter, Christus und Herr, ist ihnen heute geboren (Lk 2,11). Anders als die Zeitgenossen Jesajas haben sie die Botschaft verstanden. Sie kommen, erzählen und preisen. Kein Wunder also, dass Ochs und Esel bereits auf christlichen Sarkophagen des 4. Jahrhunderts untrennbar mit der Geburt Jesu verbunden sind. Sie sind ein Bild für jene, denen es gegeben ist, im neugeborenen Kind ihren Retter zu sehen. Womit aber mag der Futtertrog des Herrn wohl gefüllt sein? Doch wohl mit dem Leib des Herrn in allen Dimensionen. Kein Wunder also, dass die Krippe auf den Weihnachtsbildern bald die Züge eines Sarkophages oder Altares trägt. Sie lädt uns ein, das Menschliche mit dem Göttlichen zu verbinden. Auch in der Eucharistie wird uns Brot gereicht. Und doch wissen wir, dass es mehr ist, nämlich der Leib des Herrn. Nichts ist so alltäglich wie das Grundnahrungsmittel Brot. Gerade darin erfährt der glaubende Mensch nun die tiefste Form der Gemeinschaft mit dem erhöhten Herrn.



Etwas schwerer ist es, zu erkennen, ob auch die Windeln eine tiefere Bedeutung haben. Im Alten Testament gibt es nur einen vagen Beleg. Als Jerusalem geboren wurde, so lesen wir bei Ezechiël, wurde ihr seitens der heidnischen Eltern alles verweigert, was ein neugeborener Säugling erwarten darf. Man hat das blutverschmierte Kind auf freiem Feld ausgesetzt, „nicht mit Wasser abgewaschen, nicht mit Salz eingerieben und nicht in Windeln gewickelt“ (Ez 16,4). Hätte sich Gott des Kindes nicht angenommen, wäre es kaum am Leben geblieben. Mit Jesus war es anders. Obwohl er nicht in der Herberge zur Welt kam, war für seine Geburt alles bereit. Sind die Windeln also ein Zeichen für den Glauben Marias und ihre Liebe zum neugeborenen Kind? Der Herr, der für die anderen sorgen wird und zum Zeichen dafür in einem Futtertrog liegt, wurde also am Anfang mit derselben Fürsorge bedacht. Der Glaube seiner Mutter hat ihm den Weg bereitet und ermöglicht, dass er zur Welt kommt. Offenbar ist es den Glaubenden gegeben, das Heilige in den alltäglichen Dingen zu erkennen. Sie haben das Nötige zur Hand, es aufzunehmen und sorgsam zu behüten.

Dass gerade die Hirten als erste die Botschaft hörten, ist bemerkenswert. Manche meinen, sie wären Außen-seiter gewesen und somit die Vertreter der Armen, denen mit der Geburt Jesu große Freude zuteil wird. In der Tat fällt auf, dass Jesu Zuwendung zu den Armen

im Lukasevangelium besonders betont wird. Gleich zu Beginn seines Wirkens ist in Nazaret zu hören, er sei gekommen, ihnen eine frohe Botschaft zu bringen (Lk 4,18). In seiner Feldrede ruft er ihnen zu, dass sie selig sind, weil ihnen das Reich Gottes gehört (Lk 6,20). Andere wiederum heben hervor, dass die Hirten zu nächstlicher Stunde wachten. Stehen sie also für jenen Teil des Gottesvolkes, der nicht aufgehört hat, den Messias zu erwarten? Es könnte aber auch sein, dass die Hirten an David erinnern. Seine Laufbahn hatte hier, auf den Hirtenfeldern um Betlehem, begonnen. Von der Herde weggeholt wurde er von Samuel zum König von Israel gesalbt (1 Sam 16,1-13). Wenn das so ist, weisen die Hirten darauf hin, dass Jesus der Sohn Davids, des großen Hirten Israels, ist. Doch auch der Stammvater Israels, Jakob, und seine Söhne zogen mit ihren Herden umher. Das spräche dafür, dass wir in den Hirten dem gläubigen Israel begegnen. Immerhin machen sie sich sofort auf den Weg, um das Zeichen zu sehen. So war es auch mit Maria, die sich nach der Begegnung mit dem Engel zu Elisabet begab. Die Hirten sind also wie Maria Menschen, die glauben. Wie mannigfaltig lässt sich dieses vordergründig alltägliche Motiv der Hirten deuten, wenn man es im Lichte Gottes betrachtet, der in die Niederungen menschlichen Daseins kommt.

Der Gedanke der Herabkunft Christi scheint die Gläubigen von Beginn an beschäftigt zu haben. So zitiert



etwa der Apostel Paulus aus einem Loblied, das in den ersten Jahren des Christentums entstanden war. Es besingt, dass Christus Jesus Gott gleich war, aber nicht daran festhielt, wie Gott zu sein (Phil 2,6). Er teilte das Leben der Menschen, aber nicht als Held oder Halbgott. So würde eine griechische Sage von seinem Kommen erzählen. Die Christen verkünden, dass er als Sklave unter den Menschen weilte, erniedrigt bis zum Letzten, bis zum Tod am Kreuz (Phil 2,8). Er ist also nicht irgendein Mensch geworden, er hat die Mühsal, Armut und Bitterkeit menschlichen Daseins ertragen. So ist er auch für jene, die im Mangel leben, zum Gott mit uns geworden. Seine Errettung aus dem Tod gibt ihnen Hoffnung, einst an seiner Herrlichkeit teilhaben zu dürfen.

Der Evangelist Johannes geht noch einen Schritt weiter. Er fragt nach dem Anfang von allem und findet den Urheber – Gott. Bei ihm und auf ihn hin aber ist das Wort. Es ist nicht geworden, weil es in Ewigkeit schon bei Gott ist. Gott ist also Wort und Antwort zugleich. Er ist Ich und Du, kein einsamer, unbewegter Beweger. Durch das Wort, so Johannes, ist alles geworden. Wir alle sind Geschöpfe und verdanken unser Leben dem Wort, das uns ins Dasein rief und bleiben lässt (Joh 1,1-4). Zu Weihnachten geschieht nun etwas, das an sich unmöglich ist. Das ewige Wort, das Gott und damit Ursprung allen Lebens ist, wird Fleisch, also ein Ge-

schöpf (Joh 1,14). Der Ewige unterwirft sich der Vergänglichkeit, in letzter Hinsicht somit dem Tod. Greifen wir das Bild vom Weihrauch noch einmal auf. Zu Beginn sind wir andächtig den Weihrauchschwaden gefolgt, die sich von der Kirchendecke auf die Gläubigen senken. Die Versammlung erfreut sich am himmlischen Wohlgeruch. Doch Johannes scheint unser Bild zu durchkreuzen. Gottes Sohn hat sich nämlich nicht vom Himmel begeben und alles Vergängliche mit seinem Wohlgeruch zugedeckt, als wolle er es unter den Teppich kehren. Das Wort wird Fleisch. Fleisch aber ist vergänglich, es beginnt früher oder später zu verwesen. Der Zerfall von Eiweiß hinterlässt einen unangenehmen Geruch. Er erinnert daran, dass jedes Wesen den Keim der Verwesung in sich trägt. Davon war in den Überlegungen über die Herkunft Jesu bereits die Rede. Das Weihnachten des Johannes ist also nicht mit himmlischem Duft getränkt. Im Gegenteil – es führt uns den ernüchternden Zustand unserer Welt vor Augen. Sie gleicht allzu oft einer stinkenden Kloake, man denke nur an die Gewalt und das Unrecht, die Menschen damals wie heute erleiden. In diese Welt hat Gott seinen Sohn gesandt. Er, das göttliche Wort, hat in Jesus ein menschliches Antlitz bekommen. Der Mann aus Nazaret ist zu dem Ort der Gottesbegegnung schlechthin geworden. Er ist aber nicht gekommen, um zu bleiben. Sein Weg führt über das Kreuz zum himmlischen Vater. Nun erst senkt sich göttlicher Wohlgeruch herab. Es



ist der Heilige Geist, der den Menschen hilft, zu glauben und damit den Wohlgeruch des ewigen Lebens zu atmen. Das Wunderbare aber ist, dass dies nicht erst im Jenseits geschieht. Wer glaubt, hat den Tod überwunden. Er ist durch den Heiligen Geist hineingenommen in die Gemeinschaft des Vaters und des Sohnes. So wird er in Verbindung mit jenen, die glauben, zu einem Wohlgeruch mitten in einer Welt, die von Tod und Verwesung geprägt ist. Wo Menschen glauben und lieben, entsteht das neue Leben.

Spannen wir den biblischen Bogen noch etwas weiter. In der Krippe liegt also der Leib Christi. Das ist zunächst sein irdischer Leib. Der Leib Christi ist aber – wie wir gesehen haben – auch das eucharistische Brot. In Betlehem, das heißt übersetzt „Haus des Brotes“, ist uns das Brot des Lebens erschienen. Der Apostel Paulus fügt einen weiteren Gesichtspunkt hinzu. Leib Christi sind auch jene, die an Christus glauben. In der Krippe liegt also auch die Gemeinschaft der Glaubenden. Sie ist der Ort, wo Menschen Christus begegnen. Wo sie von ihrer Hoffnung sprechen, sich auf Gott als ihren Vater ausrichten und daraus Kraft schöpfen, für den Nächsten da zu sein, verbreitet sich der Wohlgeruch Christi, der uns mit seiner Herabkunft verheißt ist.



### ***Vom Himmel gekommen***

Weil wir keine Leiter haben,  
die bis zum Himmel reicht,  
steigst du hernieder.

Deine Niederkunft erwarten wir.  
Die Niedrigen werden erhöht,  
die Gebeugten blicken empor,  
die Gekrümmten richten sich auf.

Deine Niederkunft bestaunen wir.  
Aus Allmacht wird Ohnmacht,  
die Ewigkeit zählbar,  
geworden das Sein.

Deine Niederkunft empfangen wir.  
Himmel und Erde vereint in der Krippe,  
göttlicher Duft bei den Tieren im Stall.

Du steigst hernieder,  
uns zu erheben,  
baust uns die Leiter  
zum Himmel,  
zu dir.





# DIE EHRE GEBEN

Die Huldigung der Sterndeuter  
aus dem Osten

Klaus Einspieler



*Die Huldigung der Sterneuter. Arndorfer Altar aus dem Dom zu Maria Saal, etwa 1515-1520, Jüngere Villacher Schnitzwerkstätte.  
Foto: Heinz Ellersdorfer.*

<sup>1</sup> Als Jesus zur Zeit des Königs Herodes in Betlehem in Judäa geboren worden war; siehe, da kamen Sterndeuter aus dem Osten nach Jerusalem <sup>2</sup> und fragten: Wo ist der neugeborene König der Juden? Wir haben seinen Stern aufgehen sehen und sind gekommen, um ihm zu huldigen. <sup>3</sup> Als König Herodes das hörte, erschrak er und mit ihm ganz Jerusalem. <sup>4</sup> Er ließ alle Hohepriester und Schriftgelehrten des Volkes zusammenkommen und erkundigte sich bei ihnen, wo der Christus geboren werden sollte. <sup>5</sup> Sie antworteten ihm: in Betlehem in Judäa; denn so steht es geschrieben bei dem Propheten: <sup>6</sup> Du, Betlehem im Gebiet von Juda, bist keineswegs die unbedeutendste unter den führenden Städten von Juda; denn aus dir wird ein Fürst hervorgehen, der Hirt meines Volkes Israel. <sup>7</sup> Danach rief Herodes die Sterndeuter heimlich zu sich und ließ sich von ihnen genau sagen, wann der Stern erschienen war. <sup>8</sup> Dann schickte er sie nach Betlehem und sagte: Geht und forschet sorgfältig nach dem Kind; und wenn ihr es gefunden habt, berichtet mir, damit auch ich hingehge und ihm huldige! <sup>9</sup> Nach diesen Worten des Königs machten sie sich auf den Weg. Und siehe, der Stern, den sie hatten aufgehen sehen, zog vor ihnen her bis zu dem Ort, wo das Kind war; dort blieb er stehen. <sup>10</sup> Als sie den Stern sahen, wurden sie von sehr großer Freude erfüllt. <sup>11</sup> Sie gingen in das Haus und sahen das Kind und Maria, seine Mutter; da fielen sie nieder und huldigten ihm. Dann holten sie ihre Schätze hervor und brachten ihm Gold, Weihrauch und Myrrhe als Gaben dar. <sup>12</sup> Weil ihnen aber im Traum geboten wurde, nicht zu Herodes zurückzukehren, zogen sie auf einem anderen Weg heim in ihr Land.

*(Mt 2,1-12)*

Sie waren gekommen, um einem König zu huldigen. Die kostbarsten Geschenke erschienen ihnen gerade gut genug. Nun stehen sie in einem schlichten Haus in Betlehem. Einer der Männer holt ein sorgsam gearbeitetes Weihrauchkästchen hervor. Er entnimmt der Feuerstelle ein wenig Glut. Aus seiner hohlen Hand gleiten Weihrauchkörner auf die Kohle. Rauchschwaden steigen empor und lassen die Wohnstatt zum Heiligtum werden.

Ob es sich tatsächlich so zugetragen hat, wissen wir nicht. Der Evangelist Matthäus hat in seiner Erzählung von den Sterndeutern, die gekommen waren, um dem neugeborenen Jesus zu huldigen (Mt 2,1-12), wohl bewusst vieles offengelassen. Damit lädt er uns förmlich ein, dass wir unsere Vorstellungskraft einsetzen, um das Ungesagte vor unserem geistigen Auge erstehen zu lassen. So hat die Überlieferung aus den Sterndeutern, im Griechischen werden sie Magier genannt, Könige gemacht. In ihren Gaben erblickte man eine tiefe Symbolik: Das Gold gebührt Jesus, dem König, der Weihrauch weist auf seine Gottheit hin und die Myrrhe deutet bereits sein Leiden an. Ob dies schon Matthäus so gemeint hat, müssen wir an dieser Stelle nicht weiter vertiefen. Es könnte auch sein, dass er mit den Gaben nur zum Ausdruck bringen wollte, dass es königliche Geschenke gewesen sind, die man dem neugeborenen Kind gebracht hat. Sie sollten nach außen hin

sichtbar machen, was die Sterndeuter zu ihrer weiten Reise veranlasst hatte. – Sie waren gekommen, um zu huldigen.

In der Tat bildet das Motiv des Huldigens das tragende Gerüst dieser Erzählung. Das erkennt man daran, dass in drei unterschiedlichen Zusammenhängen von ihm die Rede ist. Eingangs stellt der Evangelist mit knappen Worten fest, dass Sterndeuter aus dem Osten nach Jerusalem gekommen waren. Wie gerne wüssten wir Genaueres über ihre Herkunft, die Dauer ihrer Reise und vieles mehr! – Weder die Tradition noch die Bibelauslegung konnten der Versuchung widerstehen, mehr zu erzählen, als Matthäus preisgibt. Die einen haben aus den Sterndeutern drei Könige gemacht, entsprechend der Zahl der Gaben. Sie ließen sie von drei Kontinenten kommen. Nachdem man im Mittelalter nur Asien, Afrika und Europa kannte, war somit die gesamte Welt in Betlehem versammelt. Es ist nicht zu leugnen, dass diese Deutung intuitiv eine Goldader erschließt, die dem Evangelisten wichtig gewesen ist. Darüber wird somit später noch zu reden sein. Die Bibelausleger hingegen beschäftigte mehr die Frage, wo die Kunst der Astronomie am deutlichsten ausgeprägt war. Sie hatte damals auch mit Astrologie zu tun – dem Versuch, in der Konstellation der Planeten und Sternbilder nach dem Schicksal von Menschen und Völkern zu forschen.

Die Sterndeuter kommen also gleichsam auf Staatsbesuch. In der Hauptstadt – wo sonst – erkundigen sie sich nach dem neugeborenen König. Die Art, wie sie ihre Frage vortragen, verrät, dass sie Ausländer sind. Ein Jude würde nach dem König von Israel fragen, sie aber wollen wissen, wo der neugeborene König der Juden zu finden ist (Mt 2,2). Am Ende des Matthäusevangeliums erfährt die Leserschaft, dass die römischen Soldaten Jesus als König der Juden geschmäht haben (Mt 27,29) und über seinem Kreuz die Spottinschrift: „Das ist Jesus, der König der Juden“ (Mt 27,37) zu lesen war. So nahe liegen Huldigung und Spott beisammen. Genau in diesem Spannungsfeld stehen die Zeitgenossen des Matthäus. Wer dem neugeborenen Jesus huldigt, tut es im Wissen um sein schmachvolles Ende. Jesus ist kein Herrscher im herkömmlichen Sinne. Dass er der Messias und König von Israel ist, kann man erst erfassen, wenn man ans Ende des Evangeliums gelangt, wo vom Tod und der Auferstehung erzählt wird. Immerhin hat Jesus selbst zeit seines Lebens verboten, ihn als den Messias zu bekennen (Mt 16,20). Zu missverständlich wäre diese Anrede gewesen. Erst von seinem Ende her lässt sich verstehen, was es heißt, dass er der verheißene Christus ist.

Was also ist geschehen? Sterndeuter, gebildete Menschen, sind aufgrund ihrer Forschung zur Einsicht gelangt, dass ein besonderer Herrscher zur Welt gekom-

men ist. Diese Erkenntnis drängt sie, die Stätte ihres Wirkens zu verlassen. Offensichtlich rechnen sie damit, zu einer Audienz geladen zu werden und bereiten, den Gepflogenheiten ihrer Zeit folgend, kostbare Geschenke vor. Mit der Etikette an einem Königshof werden sie wohl vertraut gewesen sein. Sie sieht vor, dass man in den Audienzsaal geführt wird, sich auf dem Weg zum Herrscher niederwirft, dabei die Arme emporstreckt, dem Herrscher mit höflichen Worten schmeichelt und das Gastgeschenk überreicht. Eine Huldigung ist also ein höchst vielschichtiges ritualisiertes Geschehen. Zu groß wäre sonst die Gefahr, im entscheidenden Augenblick durch eine unbedachte Geste den König zu verärgern oder gar etwas Falsches zu sagen. Freilich ist zumindest dem weisen Herrscher bewusst gewesen, dass die huldigenden Worte dem besonderen Augenblick geschuldet sind und nur einen Teil der Wirklichkeit abbilden. Jeder, der über Macht verfügt, tut gut daran, dies zu beherzigen, wenn sich jemand mit einem Anliegen an ihn wendet.

Bezeichnenderweise kommen die Sterndeuter nicht dazu, dem amtierenden König in Jerusalem auf diese Art ihre Aufwartung zu machen. Stattdessen lässt er sie heimlich zu sich rufen, als wären sie seine Komplizen, und befragt sie gleichsam hinter vorgehaltener Hand. Welchen Eindruck werden die Fremden wohl von ihm gewonnen haben, wenn er angesichts einer scheinbar

harmlosen Frage solche Schwäche zeigt? Oder ist es Demut? Der König steigt vom Thron und gibt vor, auch selbst hingehen und huldigen zu wollen. Mit eben diesen Begriffen beschreibt Matthäus die Sterndeuter – sie sind gekommen, um zu huldigen. Freilich wird sich bald zeigen, dass Herodes mehr mit den römischen Soldaten und dem Statthalter Pilatus verbindet als mit ihnen. Es scheint, als würde der gewaltsame Tod Jesu schon seine Geburt überschatten. Herodes ist nicht mehr in der Lage, einem anderen die Ehre zu geben. Zu sehr fürchtet er, sein eigener Glanz würde verblasen. Zu sehr ist er von der Angst getrieben, im Spiel der Mächtigen zu unterliegen. Am Ende wird er wie einst der Pharao in Ägypten den Befehl erteilen, unschuldige Kinder zu töten, um seine Herrschaft zu sichern.

Von Herodes ist also eine ehrliche Form der Huldigung nicht zu erwarten. Er ist das Gegenbild zu den Sterndeutern. Wie aber steht es um die Hohenpriester und Schriftgelehrten? Der Herrscher ruft sie sogleich zusammen, um sie mit der Entdeckung der Sterndeuter zu konfrontieren, dass sie den Stern des Königs der Juden haben aufgehen sehen. Schriftkundig übersetzt er diese Erkenntnis in biblische Sprache: Christus, der erwartete Messias, ist geboren (Mt 2,4). Die heidnischen Sterndeuter haben also die Zeichen der Zeit als erste erkannt. Nun bedarf es der Deutung. Kenntnisreich geben die Hohenpriester und Schriftgelehrten Antwort,

untermauert mit einem entsprechenden Schriftzitat. Sie verstehen ihr Handwerk. Seit vielen Generationen ist es ihre Aufgabe, Gott die Ehre zu geben. In Treue zur Überlieferung pflegen sie altehrwürdige Riten und Gebräuche, um Gott zu huldigen. Durch mühseliges Schriftstudium verfügen sie zudem über umfassendes religiöses Wissen und Erkenntnis. Doch es fällt auf, dass sie im entscheidenden Moment gerade nicht hingehen, um zu huldigen. Obwohl sie mehr wissen als die Sterndeuter und ihr Weg nur wenige Stunden vom ersehnten Ziel entfernt ist, begnügen sie sich damit, Herodes als Experten in religiösen Angelegenheiten zur Seite zu stehen. Was in Betlehem geschehen ist, rührt sie offenbar nicht an. Wieder lädt uns Matthäus ein, das Geschehen vom Ende des Lebens Jesu her zu verstehen. Die Hohenpriester und Schriftgelehrten haben Jesus den Prozess gemacht. Sie haben ihn an Pilatus ausgeliefert. Für diesen Messias war in ihrem Denken kein Platz. Um ihn aus dem Weg zu schaffen, scheuen sie nicht davor zurück, den Machthabern in die Hände zu spielen und ihn den Herrschern preiszugeben.

Dann ziehen die Sterndeuter weiter. An dieser Stelle nimmt uns der Erzähler an der Hand, damit wir das Entscheidende nicht überhören. Der Stern, den sie hatten aufgehen sehen, zieht vor ihnen her und führt sie zum Kind (Mt 2,9). Will er uns damit sagen, dass es am Ende eben nicht die Auskunft des Herodes und

seiner schriftgelehrten Berater gewesen ist, die sie das Kind finden ließ? Es ist der Stern, der sie am Anfang bewogen hat aufzubrechen. Hören wir noch einmal genauer in den Text hinein. Matthäus spricht nicht einfach von einem Stern, sondern von einem Stern im Aufgehen. Wer das Alte Testament kennt, vernimmt von weiter Ferne den Orakelspruch des Bileam. Wie die Sterndeuter kommt auch er aus dem Osten. Anstatt die Israeliten, die aus Ägypten ins gelobte Land ziehen, im Auftrag des Königs von Moab zu verfluchen, muss er sie auf Gottes Geheiß jedoch segnen. Einer seiner Sprüche beginnt mit den Worten: „Ein Stern geht in Jakob auf“ (Num 24,17). Schon zur Zeit Jesu hat man darin einen Hinweis auf den erwarteten messianischen König gesehen. So sehr, dass man sogar dem Anführer des letzten Aufstandes gegen die Römer in den Jahren 132–135 den Ehrennamen Bar Kochba – Sternensohn – gegeben hat. Falsche Messiasse seiner Prägung haben ihr Volk fast zugrunde gerichtet.

In Betlehem kommt es zu einem wunderbaren Zusammenschluss von Kind und Stern. Der Stern bleibt an dem Ort stehen, wo das Kind ist (Mt 2,9). Ähnliches wird auf antiken Münzen gezeigt, wo man über dem Bildnis des Herrschers gerne einen Stern dargestellt hat. Nun erzählt Matthäus zweimal, was die Sterndeuter gesehen haben. Zunächst erblicken sie den Stern und werden mit großer Freude erfüllt (Mt 2,10). Der Leser mag fra-

gen, warum der Evangelist erst jetzt, am Zielort, davon spricht, dass sie den Stern sahen. Um ihm folgen zu können, mussten sie ihn doch schon früher geschaut haben und werden sich doch schon in diesem Moment gefreut haben, ihn zu erspähen. Die Antwort verbirgt sich in der nächsten Zeile. Noch einmal ist vom Sehen die Rede, diesmal erblicken die Sterndeuter das Kind und seine Mutter Maria (Mt 2,11). Das Kind ist also der Stern. Den Sterndeutern ist im wahrsten Sinne des Wortes (s)ein Licht aufgegangen. Das Kind in Betlehem ist der aufgehende Stern, von dem Bileam gesprochen hat. Wer den Stern von Betlehem sucht, sollte also nicht die Gestirne am nächtlichen Himmel erforschen.

Die Sterndeuter stehen mit ihrer Freude, endlich gefunden zu haben, wonach sie suchten, im schroffen Gegensatz zur Angst des Herodes, die bald zwei Jahrgänge unmündiger Knaben in den Tod reißen wird. Ihnen wird im Matthäusevangelium, das sich vornehmlich an Christen mit jüdischem Hintergrund richtet, die besondere Ehre zuteil, als erste vor den Messias König zu treten. Die Leserschaft soll begreifen, dass nun auch die Völker an der großen Geschichte Gottes mit seinem Volk Israel teilhaben. In den Sterndeutern wird sichtbar, dass sich Gott auch den Heiden zugewandt hat. Der Stern war von Beginn an mit ihnen. Er hat sie geleitet, damit sie ihn finden. Wenn wir meinen, aufbrechen zu müssen, um Christus zu suchen, werden wir am Ende

erkennen, dass er immer schon bei uns gewesen ist. Er lässt sich von uns finden und führt uns in seine Gemeinschaft. Trauen wir ihm das auch im Blick auf jene zu, die in unseren Augen nicht gläubig sind? Könnte es nicht sein, dass jeder, wenn auch oft im Verborgenen, die Sehnsucht nach Christus bereits in sich trägt und dieser als der unbekannte Gott (Apg 17,23) schon an seiner Seite steht?

Wer nach den Sternen sucht, blickt nach oben. Wer aber einem Kind begegnen will, muss sich tief nach unten beugen. Davon wird nun zu reden sein. Ein drittes, das entscheidende Mal, greift Matthäus das Motiv der Huldigung auf. Die Männer betreten das Haus. Vermutlich müssen sie sogar ihr Haupt beugen, um durch den niedrigen Eingang in das schlichte Gebäude zu gelangen. Es ist anzunehmen, dass es aus einem einzigen Wohnraum besteht. Keine Audienzhalle also, kein Hofzeremoniell, nur ein Kind und seine Mutter. Was Matthäus nun schildert, ist dennoch eine Ehrbezeugung, wie sie nur den bedeutendsten Machthabern zuteil wird. Die Sterndeuter fallen nieder und huldigen dem Kind. Welch grotesk anmutende Szene! Ein enger, niedriger Raum, eine wohl ärmlich gekleidete Frau mit einem Kind und davor drei Männer höheren Standes, wohl gekleidet, die sich in den staubigen Boden werfen. Offensichtlich haben sie Wahres erkannt. Das „Sternenkind“, und nicht etwa magische Künste oder

astrologische Spekulationen, hat sie erleuchtet. Nun wissen sie, dass Gottes Größe anders strahlt als der vermeintliche Glanz der Mächtigen. Sie geben einem Kind die Ehre, weil sie in ihm den Träger uralter Verheißungen erkennen. Damit nehmen sie vorweg, was die Jünger Jesu am Ende des Evangeliums tun, als sie vor dem Auferstandenen niederfallen (Mt 28,17). Er wird sie dann zu den Völkern senden, die ihm in der Gestalt der Sterndeuter als erste gehuldigt haben.

Nun noch ein Wort zu den Gaben. Sie scheinen auf den ersten Blick nicht so recht in das Geschehen zu passen. Wozu braucht eine arme Familie in einem Haus, in dem man gegebenenfalls sogar gemeinsam mit den Nutztieren wohnt, wohl Weihrauch und Myrrhe? Wieder sind wir eingeladen, das Alte Testament, diesmal den Propheten Jesaja, zu befragen. Er schildert, wie über Zion die Herrlichkeit des Herrn aufgehen wird. Wenn Jerusalem in das göttliche Licht getaucht ist, wird es die Nationen anziehen, selbst Könige machen sich dann auf den Weg. Und sie kommen nicht mit leeren Händen, sondern mit Gold und Weihrauch (Jes 60,1-6). Noch einmal wird deutlich: Die Sterndeuter stehen für die Menschen aus vielen Völkern, die zum Glauben an Jesus, den Christus, gelangt sind. Wer diesen Hintergrund bedenkt, versteht nun auch, wie aus den Sterndeutern mit der Zeit Könige geworden sind. Sie repräsentieren ihre Völker, um dem neugeborenen König zu

huldigen. Dass er nicht gekommen ist, um sich wie ein Machthaber bedienen zu lassen, sondern zu dienen bis zum Tod am Kreuz, lässt sie aufatmen und huldigen.

Von Jesaja ausgehend dürfen wir noch weiter zurückblicken. Das erste Buch der Könige berichtet, wie einst die Königin von Saba gekommen ist, um der Weisheit des Königs Salomo zu lauschen. Es versteht sich von selbst, dass sie nicht mit leeren Händen erschienen ist. Ihre Kamele waren beladen mit Gold, Edelsteinen und Balsam (1 Kön 10,1-13; 2 Chr 9,1-12). Nun sind die Sterndeuter gekommen, die ebenfalls zeit ihres Lebens nach Weisheit suchten. Doch welche wundersame Wendung: Im Kind von Betlehem, nicht bei Schriftgelehrten oder einem weisen König nach dem Zuschnitt eines Salomo, haben sie gefunden, wonach sie suchten. In ihm hat die Weisheit Gottes ihr bleibendes Haus erbaut. An ihm lässt sich lernen, was es heißt, in Gottes Licht zu leben.

Wir haben nun ausführlich besprochen, wie sehr das Motiv der Huldigung die Erzählung von den Sterndeutern prägt. Eine ihrer Gaben scheint dies in besonderer Weise unterstreichen zu wollen – der Weihrauch. Er wurde seit je her nicht nur verbrannt, sondern auch Salben und duftenden Ölen beigemischt. Wer einem Gast besondere Ehre erweisen wollte, salbte ihn zur Begrüßung. Man denke etwa an die Begebenheit mit



Jesus und der Sünderin (Lk 7,36-50). Hohen Würden-trägern des römischen Reiches wurde ein Räuchergefäß vorangetragen. Es lenkte die Aufmerksamkeit auf jenen, dem diese Ehre gebührte. Allen diesen Bräuchen ist eines gemeinsam: Man kann sich nicht selbst die Ehre geben. Das zu tun obliegt den anderen. Es ist die Entscheidung des Gastgebers, seinen Besucher als Zeichen der Wertschätzung zu salben. Wie peinlich Selbstbeweihräucherung sein kann, muss an dieser Stelle erst gar nicht entfaltet werden. Zwar kennen wir alle den Grundsatz „Tu Gutes und sprich darüber“, und dennoch haben wir eine feine Nase dafür, wie gut die Anerkennung der anderen duftet und wie übel das Eigenlob stinkt.

An dieser Stelle sei eingeräumt, dass wir mit dem Wort „huldigen“ heute ein wenig überfordert sind. Es klingt altertümlich und erweckt nicht selten die Vorstellung, man müsse vor jemandem buckeln. Die Erfahrung, dass sich mit dem Erfolg auch die Zahl der schulterklopfenden Freunde mehrt, lässt uns zudem zweifeln, wieviel an Ehrlichkeit und Wahrhaftigkeit im Begriff der Huldigung zu finden ist. Setzen wir also andere Ausdrücke an diese Stelle: die Ehre geben, Respekt erweisen, anerkennen, wertschätzen, loben. Es geht also um etwas Wesentliches – den Menschen in seiner Würde wahrzunehmen, das Gute in ihm zu sehen und es öffentlich auszusprechen. Wie sehr sehnen wir uns danach, weil

wir dabei auf unsere Mitmenschen angewiesen sind. Zugleich aber spüren wir gelegentlich allzu deutlich, wie schwer es uns selbst fällt, diesen wohlwollenden Blick auf den Anderen zu bewahren.

Es ist gar nicht so einfach, jemanden ehrlich zu loben. Oft fehlen uns dazu die richtigen Worte. Manche scheuen sich davor, weil sie fürchten, sich damit über ihre Mitmenschen zu erheben. Wir werden doch zeit unseres Lebens meist von Höhergestellten gelobt – den Eltern, Lehrern, Vorgesetzten und vielen anderen. Manchmal wird die Anerkennung sogar missbraucht, um gewünschte Haltungen wie Gehorsam, Leistungsbereitschaft und Sonstiges zu bestärken. Schon die biblischen Propheten wissen ein Lied davon zu singen, wie selten ein kritischer Geist geschätzt wird. Es wird uns wahrhaft nicht leicht gemacht, anderen die Ehre zu geben, weil auch wir viel zu selten um unserer selbst willen geachtet werden.

Wenden wir uns wieder dem Weihrauch zu. Weil er aufsteigt, ist er ein besonders schönes Bild für Anerkennung und Wertschätzung. Beides tut gut. Es zieht uns förmlich nach oben, wie eben auch der Weihrauch emporsteigt. Unehrlisches Lob gleicht dann wohl eher einem qualmenden Feuer bei niedrigem Luftdruck. Dann brennt der Rauch in unseren Augen und verschleiert nicht selten die Sicht. Was aber geschieht,



wenn Weihrauch auf die glühende Kohle fällt? Vieles bleibt liegen und verbrennt. Manche Stoffe, die mit dem Harz verbunden sind, aber werden durch die Hitze freigesetzt. Es findet also eine Art Läuterung statt, um die gewünschten Bestandteile zur Entfaltung zu bringen. Ähnliches gilt für unsere Art zu loben. Vieles muss verbrennen. Es ist noch zu sehr durchwirkt mit eigenen Interessen und unehrlichen Motiven. Es bedarf der Klärung, um vom Herzen kommend das Gegenüber zu erreichen.

Die ehrliche Anerkennung der Mitmenschen ist uns lieb und teuer. Für sie gibt es keinen Kaufpreis. Zu Zeiten Jesu etwa wurde Weihrauch mit Gold aufgewogen. Ein teures Geschenk, wenn man bedenkt, dass es in Rauch aufgehen soll. Doch gerade auf diese Art wird das Wesentliche der Anerkennung deutlich. Ist es nicht so, dass wir uns über Geschenke, die wir uns selbst nicht leisten würden, am meisten freuen? Sie müssen nicht immer teuer sein. Der besondere Wert kann auch in ihrer Einzigartigkeit oder der aufgewendeten Zeit bestehen. Wer materialistisch denkt, wird in ihnen keinen Sinn erkennen. Für ihn sind es vergeudete Ressourcen. Doch gerade darin – im Überfluss – wird unsere Liebe erkennbar. Sie ist nicht berechnend und freut sich am Dasein des Anderen. Daher gönnt sie ihm Momente der Überfülle wie den Duft des aufsteigenden Weihrauchs, so kostbar wie Gold.

Somit ist der Weihrauch auch ein Bild für das Opfer. Was kann der Mensch Gott schon schenken, da er doch alles erschaffen hat und ihm letztlich die ganze Welt gehört? Der Psalmist bekennt vor diesem Hintergrund: „Mein Bittgebet sei ein Räucheropfer vor deinem Angesicht, ein Abendopfer das Erheben meiner Hände“ (Ps 141,2). Greifen wir den Faden von vorhin noch einmal auf. Der Materialist würde sagen: Beten ist vergeudete Zeit. Der Moralist würde hinzufügen, man hätte inzwischen auch etwas Gutes tun können. Der Glaubende aber weiß, dass es diese Zeit braucht, die dem Zweck enthoben ist. Der Verzicht, einen Teil seiner Lebenszeit für die eigenen Belange zu verwenden, bringt dasselbe zum Ausdruck wie die verglühenden Weihrauchkörner. Es gibt im Leben Momente, in denen wir für andere da sind und uns an ihrem Dasein erfreuen. Damit geben wir ihnen die Ehre. Das gilt auch für das Gebet und im Besonderen für den Lobpreis. Wie der Mensch, so kann auch Gott nicht selbst sein Lob verkünden. Daher ist das Erzählen von Gottes Werken die vorzüglichste Gabe des Menschen. Wer liebt, beginnt zu loben. Wer Gott für das Gute in seinem Leben die Ehre gibt, bezeugt, dass er als Lebensspender immer noch am Werk ist. Er staunt darüber, dass die große Freiheitsgeschichte der Bibel in seinem Leben fortgeschrieben wird und freut sich mit den anderen, auch in ihrem Leben die Spuren des rettenden Gottes zu entdecken.



Wie der Weihrauch emporsteigt, soll sich also auch unser Gebet zu Gott erheben, um ihm die Ehre zu erweisen. Wir haben schon gesehen, dass vieles liegen bleibt, wenn der Rauch aus der Schale nach oben steigt. Beten, so heißt es, ist der Aufstieg der Seele zu Gott. Auf diesem Weg nach oben müssen wir einiges zurücklassen. Die großen geistlichen Meister haben ganze Bücher darüber geschrieben. Die Sorgen des Alltags, unmäßiges Trachten nach Reichtum, Erfolg und Geltung können unsere Seele daran hindern, sich aus den Niederungen zu erheben. Daher gilt es, sich von allem zu lösen, was uns gefangen hält und nach unten zieht. Es geht uns wie dem Weihrauch. Nicht alles kann mit uns nach oben steigen. Vieles Bedarf der Verwandlung durch die Kraft des Feuers. Wenn wir dann vor Gott stehen, mit allem, was in unserem Leben zum Wohlgeruch geworden ist, dürfen wir ihm die Schale unserer Existenz entgegenstrecken und etwas von dem Duft unseres verwandelten Daseins zufächern. Wir dürfen anerkennen, dass sein Wirken auch in unserem Leben Spuren hinterlassen hat und ihm die Ehre geben.





### ***Zum Himmel empor***

Aufsteige mein Gebet  
wie Weihrauch vor dein Angesicht.

Am Boden verbleibe,  
was festhält den Geist,  
ihn schwer macht und träge,  
gefangen im Ich.

Erwärmt durch dein Feuer  
soll sich erheben  
das Gute und Schöne,  
die Sehnsucht nach dir.

Aus Tiefen soll steigen  
mein Staunen und Seufzen,  
mein Stammeln, mein Ich.

Dein Himmel soll duften,  
weil du mich erhört hast,  
erhoben zu dir.

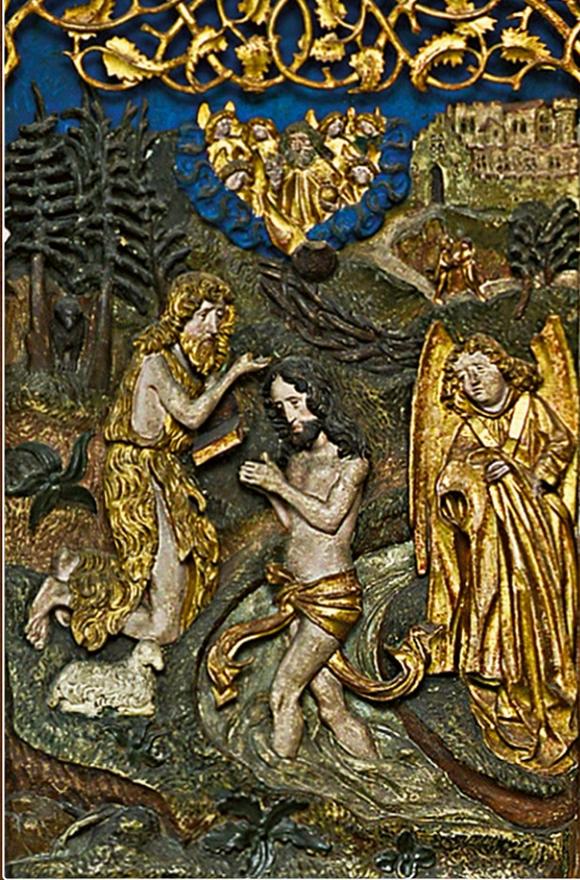




# WOHLGERUCH SEIN

Die Taufe Jesu und  
das Besondere am Christsein

Michael Kapeller



*Die Taufe Jesu. Johannesaltar aus St. Veit an der Glan, heute Landesmuseum Kärnten, um 1510-1515, Jüngere St. Veiter Schnitzwerkstätte. Foto: Landesmuseum Kärnten.*

<sup>21</sup> Es geschah aber, dass sich zusammen mit dem ganzen Volk auch Jesus taufen ließ. Und während er betete, öffnete sich der Himmel <sup>22</sup> und der Heilige Geist kam sichtbar in Gestalt einer Taube auf ihn herab und eine Stimme aus dem Himmel sprach: Du bist mein geliebter Sohn, an dir habe ich Wohlgefallen gefunden.

*(Lk 3,21-22)*

<sup>14</sup> Dank sei Gott, der uns stets im Triumphzug Christi mitführt und durch uns den Geruch seiner Erkenntnis an allen Orten verbreitet! <sup>15</sup> Denn wir sind Christi Wohlgeruch für Gott unter denen, die gerettet werden, wie unter denen, die verloren gehen. <sup>16</sup> Den einen sind wir Todesgeruch, der Tod bringt; den anderen Lebensgeruch, der Leben bringt.

*(2 Kor 2,14-16)*

**A**lles hatte seine gute Ordnung. Die Sterndeuter, aus denen im Laufe der Zeit drei Könige geworden sind, haben Betlehem erreicht, dem Heiland der Welt die Ehre erwiesen, ihn mit kostbaren Gaben beschenkt und sind wieder gut heimgekehrt. Zur selben Zeit aber, so erfahren wir in einer Legende, erblickte in Russland ein sehr junger König ebenfalls diesen besonderen Stern. Sein Entschluss war rasch gefasst. Er musste ihm folgen. Sogleich begab er sich in die Schatzkammer und wählte als Geschenk für den neugeborenen König drei der kostbarsten Edelsteine aus. Unterwegs stieß er dann wirklich auf die drei Könige aus dem Osten. Gemeinsam folgten sie dem Stern. Mitten in der Wüste vernahm er plötzlich ein leises Wimmern. Die anderen Könige hörten diese Hilfeschreie jedoch nicht und setzten ihren Weg fort. Der junge König aber entdeckte zwischen zwei Felsen ein neugeborenes Kind. Behutsam nahm er es in den Arm, ritt in die Oase zurück, suchte eine Frau, die für das Neugeborene gut sorgen konnte und gab ihr dafür den ersten Edelstein. Traurig, dass sein Geschenk nun nicht so großartig ausfallen würde, setzte er seinen Weg fort. Jedoch gab er auch die anderen beiden Edelsteine her, um die Not der Menschen zu lindern. Völlig verarmt erreichte er einen Hafen. Dort wurde gerade ein junger Mann von seiner Mutter getrennt, um als Sklave auf einer Galeere zu schufteln. Nun konnte der junge König nur mehr sein eigenes Leben einsetzen. So lös-

te er den Knaben aus. Mehrere Jahrzehnte verblieb er im Dunkel des Schiffes und ertrug die Qual der Sklaverei. Als alter Mann wurde ihm wieder die Freiheit geschenkt. Ruhe aber fand er nicht. Denn die Sehnsucht nach dem Stern, nach der Begegnung mit dem König der Welt, brannte in ihm weiter. So erreichte er Jerusalem und schloss sich einer Menschenmenge an, die aus der Stadt zu einem Hügel drängte. Drei Pfähle ragten in den Himmel. Über dem Pfahl in der Mitte erstrahlte sein Stern. Der Blick des Mannes, der dort hing, traf ihn mitten ins Herz. Er hatte sein Ziel erreicht. Mit beiden Händen umfasste er den Stamm des Kreuzes und starb.

Verweilen wir ein wenig bei dieser Geschichte, die als Legende vom vierten König bekannt geworden ist. Der Weg dieses noch sehr jungen und wohl auch unerfahrenen Mannes führt nicht direkt nach Betlehem, sondern über viele Umwege nach Golgota. Auch die Bibel weiß von den Um- und Irrwegen des Lebens: So flieht Jona vor seinem Auftrag nach Tarschisch und Elija vor der Rache Isebels in die Wüste. Im Neuen Testament ist es besonders der Apostel Paulus, der erst über Umwege zum Glauben an Jesus Christus findet. So berichtet die Apostelgeschichte, dass er vor seiner Bekehrung die Kirche zu vernichten trachtete, indem er in die Häuser eindrang, die Männer und Frauen verschleppte und sie ins Gefängnis einlieferte (Apg 8,1-4). Die Begegnung mit Christus vor Damaskus stellte für

ihn einen tiefen Einschnitt dar. Dafür verwendet Paulus im 2. Korintherbrief ein drastisches Bild: „Dank sei Gott, der uns stets im Triumphzug Christi mitführt“ (2 Kor 2,14). In der Antike führten siegreiche Feldherren besiegte Feinde im Triumphzug mit. Wie lässt sich nun dieses Bild auf Paulus übertragen? Wurde er von Gott überwältigt und wird er nun der Menge vorgeführt? Dieses Bild erschließt sich uns erst, wenn wir erahnen, wie Paulus die Folgen seiner Bekehrung vor Damaskus erfahren hat. Darüber schreibt er im Galaterbrief: „Das Evangelium, das ich verkündet habe, stammt nicht von Menschen; ich habe es ja nicht von einem Menschen übernommen oder gelernt, sondern durch eine Offenbarung Jesu Christi empfangen“ (Gal 1,11f). Gott hat ihn also überwältigt, indem er ihm die Augen für das Wirken seines Sohnes geöffnet hat. Plötzlich sieht er in ihm nicht mehr denjenigen, der vom Weg des Gottesvolkes abgewichen ist, sondern den Heiland der Welt. Etwas später bringt er dies auch inhaltlich zum Ausdruck, wenn er den Galatern nachdrücklich zuruft: „Zur Freiheit hat uns Christus befreit“ (Gal 5,1). Paulus erkennt: Sein Lebensziel erreicht er, wenn er sich ganz an Christus bindet. Darin erwächst ihm wahre Freiheit. Auf diese Freiheit Christi werden wir später noch einmal zu sprechen kommen. Kehren wir vorerst zu 2 Kor 2,14 zurück und betrachten auch den zweiten Teil dieses Verses: „Dank sei Gott, der uns stets im Triumphzug Christi mitführt und durch uns den Geruch seiner

Erkenntnis an allen Orten verbreitet!“ Völlig überraschend mündet dieses kriegerisch anmutende Bild in die sinnliche Vorstellung eines feinen Geruchs, der sich an allen Orten verbreitet. Doch damit nicht genug. Paulus entfaltet dieses Bild weiter, wenn er ausführt: „Wir sind Christi Wohlgeruch für Gott unter denen, die gerettet werden, wie unter denen, die verloren gehen“ (2 Kor 2,15).

Mit diesem Bild des Wohlgeruchs knüpft Paulus bei Jesus Sirach an. Dort lobt sich die Weisheit Gottes mit den Worten: „Wie Zimtstrauch und duftender Stechdorn, wie erlesene Myrrhe verströmte ich Wohlgeruch; wie Galbanum, Onyx und Stakte und wie Weihrauchduft im Zelt“ (Sir 24,15). Einige Kapitel später überträgt Sirach diesen Wohlgeruch auf sich selbst und auf seine Schüler, wenn er dazu auffordert: „Verströmt Wohlgeruch wie Weihrauch!“ (Sir 39,14). Damit erschließt sich uns in diesem Bild des Apostels Paulus vom Wohlgeruch eine weitere Dimension des Weihrauchs. Dies wird deutlich, wenn wir uns in Erinnerung rufen, welche Bedeutung das Räucheropfer und somit der Weihrauch haben: Der Rauch, der aufsteigt und sich wieder absenkt, verbindet Himmel und Erde, „transportiert“ die Gebete und Anliegen der Menschen zum Herrn und „vermittelt“ die Erhörung Gottes an die Beter. Für Paulus sind die Korinther wie der sich absenkende Weihrauch. Wenn sie aus dem Evangelium Jesu Christi

leben, wird rundherum erfahrbar: Gott ist in dieser Welt zugegen. Durch ihren Glauben werden sie zu Zeuginnen und Zeugen seiner Gegenwart und Lebenskraft. Damit erfahren die Überlegungen dieses Buches im Schlusskapitel eine entscheidende Weitung. Bislang diente uns der Weihrauch dazu, die Menschwerdung Jesu Christi tiefer zu verstehen. Nun werden wir selbst mit dem Weihrauchduft in Verbindung gebracht. Diese Perspektive wird uns weiter begleiten. Verharren wir aber noch einen Moment beim Text aus dem 2. Korintherbrief. Was meint Paulus mit dem Hinweis, dass wir dieser Wohlgeruch sowohl unter denen sind, die gerettet werden, als auch unter denen, die verloren gehen? Zunächst ist klar: Dieser Duft schließt niemanden aus, er kommt vielmehr überall hin und dringt durch alle Ritzen. Wenn wir ihn wahrnehmen, führt er uns jedoch vor die Entscheidung, ihn aufzunehmen oder uns vor ihm zu verschließen. Paulus ist überzeugt: Wer diesen Duft in sich aufnimmt, atmet auf. Wer sich vor ihm jedoch verschließt, beraubt sich selbst dieser Quelle des Lebens.

Was bedeutet es nun aber, diesen Duft aufzunehmen und dadurch selbst zum Wohlgeruch zu werden? Hier können wir Anleihe bei den Duftnoten von kostbaren Parfums nehmen. Denn der Duft eines Parfums entfaltet sich auf der Haut in mehreren Phasen. So ist zunächst der sogenannte Kopftön wahrnehmbar. Er ist

sehr intensiv, verflüchtigt sich aber rasch wieder. Danach kommt der Herzton des Parfums zum Vorschein. Er gibt den eigentlichen Charakter des Duftes auf der Haut wieder und besteht meist aus Blütennuancen. Der Basiston wiederum enthält langandauernde, schwere Duftkomponenten und ist auch noch am Folgetag zu riechen. Ein gutes Parfum zeichnet sich dadurch aus, dass sich Kopf-, Herz- und Basiston in Balance befinden. Was bedeutet dies nun für den Duft des Glaubens? Dieser entfaltet sich in umgekehrter Reihenfolge zu dem eines Parfums. So bietet der Basiston die Grundlage und drückt sich im tiefen Wissen aus: Gott hat uns erwählt, wir sind in ihm geborgen. Der feinere Herzton steht für die Aufmerksamkeit für das Wirken Gottes im Alltag und für die Zuwendung zum Nächsten. Der sehr intensive Kopftton schließlich breitet sich aus, wenn es darauf ankommt, für den Glauben einzustehen, für ihn Zeugnis abzulegen und dafür auch Ungemach in Kauf zu nehmen.

Damit kehren wir zur Legende vom vierten König zurück. Dieser junge Mann lässt sich nicht leichtfertig vom Weg abbringen. Vielmehr unternimmt er alles, um sein Ziel zu erreichen und dem neugeborenen König die Ehre zu erweisen. Doch wird er immer wieder aufgehalten. Dabei erweist sich ihm die Not der Menschen als zunächst scheinbar unausweichliche Hürde. Er kann daran nicht vorbeigehen. Immer und immer wieder

erweicht sie sein Herz und lässt ihn handeln. Dadurch verliert er Zeit, den Anschluss an die anderen Könige und das wertvolle Geschenk, das einzig und allein für den König der Welt bestimmt war. Selbst sein eigenes Leben schont er nicht. So verbringt er Jahrzehnte im Bauch des Sklavenschiffes und sein Lebensziel scheint unerreichbar fern. Erst am Ende seines Lebens wird er begreifen, dass ihn jeder Umweg seinem Ziel näher gebracht hat. Was zeichnet nun diesen jungen König aus? Ihm ist eine ganz besondere Fähigkeit eigen: Er besitzt ein feines Gehör, scharfsichtige Augen und eine sensible Nase für die Not anderer Menschen. Damit nimmt diese Legende eine Ankündigung Jesu vorweg, die Matthäus in seinem Evangelium in einem Gleichnis breit entfaltet. Dabei beschreibt er das große himmlische Gericht, bei dem der Menschensohn alle Völker der Welt vor sich versammelt, um sie wie ein Hirte in Schafe und Böcke zu scheiden. Den Schafen, die er auf die rechte Seite stellt, verheißt er das Reich, das seit der Erschaffung der Welt für sie bestimmt ist. Den Böcken zu seiner Linken aber droht er ewige Verdammnis an. Welches Verhalten hat nun aber die einen zu Schafen und die anderen zu Böcken gemacht? Aufgezählt werden dabei nicht regelmäßige Gebete oder der Besuch des Gottesdienstes und nicht einmal der Glaube an den einen Herrn findet Erwähnung. Entscheidend ist einzig und allein die tätige Nächstenliebe: Hungrige mit Nahrung versorgen, Durstigen zu trinken geben,

Fremde aufnehmen, Nackte bekleiden sowie Kranke und Gefangene besuchen. Diese guten Taten, so schärft Jesus im Matthäusevangelium ein, kommen aber nicht nur den Bedürftigen zugute, sondern: „Was ihr für einen meiner geringsten Brüder getan habt, das habt ihr mir getan“ (Mt 25,40). Und auch umgekehrt gilt: „Was ihr für einen dieser Geringsten nicht getan habt, das habt ihr auch mir nicht getan“ (Mt 25,45).

Not aber ist nicht schön anzusehen und verbreitet keinen Wohlgeruch. In der biblischen Vorstellung symbolisiert angenehmer Duft das Leben und der Gestank den Tod. Wer in Not und Armut sein Leben fristet, gilt zudem als von Gott verstoßen und als lebendig begraben. Wohlgeruch jedoch verströmt, wer der Weisung des Herrn folgt. Diese Zuschreibungen greift Paulus auf, wenn er in seinen Ausführungen an die Korinther fortfährt: „Den einen sind wir Todesgeruch, der Tod bringt; den anderen Lebensgeruch, der Leben bringt“ (2 Kor 2,16). Damit sich uns dieses Bildwort erschließt, werden wir nun etwas weiter ausholen. Wissenschaftliche Untersuchungen belegen, dass jeder Mensch einen ganz individuellen Körpergeruch besitzt, der nur bei eineiigen Zwillingen identisch ist. Grundsätzlich gilt: Je größer die verwandtschaftliche Nähe, desto ähnlicher ist der Körpergeruch. Häufig ist in diesem Zusammenhang auch von einem Familiengeruch die Rede. Der Körpergeruch vermittelt somit

Nähe und Vertrautheit. So erkennen bereits Neugeborene den Geruch der Mutter und können ihn von jenem anderer Personen unterscheiden. Jedoch kann auch das Gegenteil der Fall sein. Es gibt Gerüche, die uns unangenehm sind. Wobei die Zuordnung, was als angenehm und was als unangenehm empfunden wird, individuell unterschiedlich ist. Dabei spielen persönliche Erfahrungen eine entscheidende Rolle, besonders solche aus der frühen Kindheit. Unangenehme Gerüche lösen auch unangenehme Gefühle und Wahrnehmungen aus. Zugleich werden Gerüche, die für uns mit negativen Erfahrungen verbunden sind, in unserem Gehirn als negativ abgespeichert. Damit nähern wir uns nochmals der Aussage des Apostels Paulus und beschränken uns dabei zunächst auf den ersten Teil des Verses: „Den einen sind wir Todesgeruch, der Tod bringt.“ Paulus macht deutlich: Die Gemeindemitglieder sind für andere nicht nur Wohlgeruch, sondern manche Menschen können sie nicht riechen und empfinden sie gar als Todesgeruch. Zurückweisung und Ablehnung werden hier spürbar. Worin haben diese aber ihren Ursprung? Der Grund liegt in der Botschaft von Tod und Auferstehung Jesu Christi. Wer im Gekreuzigten nur einen Toten sieht und damit auch nicht an die Auferstehung der Toten glaubt, der empfindet den Geruch der Christen als Todesgeruch. Damit ist bereits die Konsequenz benannt: Dieser Todesgeruch bringt den Tod, weil hier jegliche Hoffnung auf Leben

nach dem Tod fehlt. Anders verhält es sich mit denjenigen, die den Duft der Christen teilen. Sie werden durch den Lebensgeruch in ihrer Hoffnung auf das Leben gestärkt und vertrauen darauf, dass sie jenseits der Todesgrenze erwartet werden. Soweit so klar und eindeutig. Paulus aber schließt diesen Gedanken nicht mit einem weiteren Ausrufezeichen, sondern mit der Frage ab: „Wer aber ist dazu fähig?“ Damit stellt Paulus die Korinther auf den Prüfstand und warnt sie vor Überheblichkeit. Denn die Antwort auf diese Frage kann nur lauten: Niemand ist dazu fähig. Dies übersteigt schlichtweg menschliche Möglichkeiten. Anderen zum Wohlgeruch können sie nur werden, wenn sie sich Gott selbst und seinem Wirken anvertrauen.

Betrachten wir einen weiteren Aspekt der Legende vom vierten König. Dieser junge Mann hebt sich, so wird berichtet, von allen anderen Menschen seines Reiches ab. Von Geburt an ist er für eine große Aufgabe bestimmt: Er soll sein Volk regieren und in seinem Reich herrschen. Dabei hält sich die Legende jedoch nicht mit Fragen der Erbfolge auf und wir erfahren auch nichts über die Eltern des jungen Königs oder über etwaige Geschwister. Von Bedeutung ist nur das Faktum, dass er der König ist. In der Bibel begegnet uns ebenfalls eine Reihe von großen Königen: Saul, David und Salomo – um nur die ersten drei zu nennen. In der Anfangsphase des Königtums in Israel werden

die Könige jedoch nicht in ihr Amt hineingeboren, sondern erwählt. Dabei erhält der Prophet Samuel den Auftrag, den König zu finden und ihm die Königswürde zu übertragen. Bei David mustert er zunächst alle sieben Söhne Isais, bevor er den jüngsten Sohn, der auf dem Feld ist und die Schafe hütet, holen lässt. Als er ihn sieht, vernimmt er die Stimme des Herrn: „Auf, salbe ihn!“ (1 Sam 16,12). Dieses äußere Zeichen der Übertragung der Königswürde findet in der inneren Stärkung durch den Herrn seine Bestätigung: „Der Geist des HERRN war über David von diesem Tag an“ (1 Sam 16,13). Wechseln wir nun ins Neue Testament. Im Johannesevangelium finden wir ebenfalls diese beiden zentralen Bestandteile, um die Königswürde Jesu hervorzuheben. Zunächst erfolgt die Herabkunft des Heiligen Geistes. Dabei wird nicht direkt von diesem Vorgang erzählt wie bei den ersten drei Evangelisten. Es ist Johannes der Täufer, der uns davon berichtet und sich auf die Autorität dessen beruft, der ihn gesandt hat: „Auf wen du den Geist herabkommen und auf ihm bleiben siehst, der ist es, der mit dem Heiligen Geist tauft“ (Joh 1,33). Anders als bei Matthäus, Markus und Lukas steht nicht die Taufe Jesu im Zentrum, sondern seine Sendung: Der Sohn Gottes ist der Geistträger und Geistspender. Nun kommen wir zum zweiten Aspekt der Königswürde Jesu, die mit der Salbung verbunden ist. Diese erfolgt in Betanien, im Haus seiner Freunde Marta, Maria und Lazarus. Beim Mahl, so lesen wir bei

Johannes, „nahm Maria ein Pfund echtes, kostbares Nardenöl, salbte Jesus die Füße und trocknete sie mit ihren Haaren. Das Haus wurde vom Duft des Öls erfüllt“ (Joh 12,3). In der sich daran anschließenden Diskussion, ob es sich dabei nicht um Verschwendung handle, so teures Öl zu verwenden, verweist Jesus auf seinen bevorstehenden Tod. Maria solle dieses Öl für sein Begräbnis aufbewahren. Damit deutet sich bereits hier der Charakter des Königtums Jesu an. In seinem Dialog mit Pilatus wird Jesus bekennen: „Mein Königtum ist nicht von dieser Welt“ (Joh 18,36). Es erweist sich nicht im Herrschen und Regieren, sondern in der Hingabe und im Gehorsam dem Vater gegenüber. Diese beiden zentralen Bestandteile der Übertragung der Königswürde begegnen uns bis heute im Sakrament der Taufe. Denn wie in der Taufe Jesu wird auch dem Täufling der Heilige Geist verliehen. Dieser Geist verbindet ihn mit Christus, löst ihn aus allen negativen Verstrickungen und befreit ihn von Abhängigkeiten und Zwängen. Darin eröffnet sich ihm die Möglichkeit, auszuprägen, was Gott in ihm grundgelegt hat. Hier können wir ein Wort des Apostels Paulus aufgreifen, das uns am Anfang dieses Kapitels begegnet ist. Denn innere Freiheit hat Paulus vor Augen, wenn er den Galatern zuruft: „Zur Freiheit hat uns Christus befreit“ (Gal 5,1). Die Salbung mit Chrisam bekräftigt, dass der Neugetaufte für immer ein Glied Christi ist und schenkt ihm Anteil am Amt Christi als Priester, König und Prophet.

Vertiefen wir den Gedanken der Übertragung dieser drei Ämter Christi noch ein wenig. Beginnen wir mit dem Amt des Propheten. An Maria haben wir gesehen, dass Propheten unmittelbar von Gott berufen werden und mit ihm in Kontakt stehen. Sie empfangen das Wort Gottes und bezeugen es unter Einsatz ihres Lebens. Die Priester wiederum, so lesen wir in der Heiligen Schrift, stellen sicher, dass dieses Wort, das die Propheten empfangen haben, weitergegeben und gefeiert wird. Diesen Auftrag erfüllen sie besonders in Form von Riten und Gottesdiensten. Der König ist schließlich für die äußere Ordnung zuständig. Durch sein Wirken wird die Botschaft des Wortes Gottes in den Alltag übersetzt. Dafür erlässt er Gesetze, um das Miteinander zu ordnen, die Schwachen zu schützen und der Gerechtigkeit zum Durchbruch zu verhelfen. Der Neugetaufte ist somit als prophetischer Mensch ein Hörender, der offen ist für Gottes Wort und für die Begegnung mit dem Nächsten. Als priesterlicher Mensch ist er ein Feiernder, der sich in den Sakramenten und in den Festen des Kirchenjahres in Erinnerung ruft, was Gott Großes an ihm und in seiner Schöpfung wirkt. Als königlicher Mensch ist er schließlich ein Handelnder, der aufmerksam seinen Lebensraum gestaltet und seinen Beitrag leistet, damit alle Menschen in Würde leben können. Diese drei Ämter Christi werden in der Taufe übertragen und darin ist der Neuge-taufte Wohlgeruch für Gott unter den Menschen.

Wenden wir uns ein letztes Mal dem jungen König und seinem Geschick zu. In der Legende wird ein Detail seines Lebens mehrfach wiederholt und betont: Dieser König, so heißt es, war noch sehr jung. Diese seine Jugendlichkeit lässt ihn anders wahrnehmen, begreifen und handeln als die anderen drei Könige. Schnell fasst er seine Entschlüsse, unmittelbar nimmt er die Not wahr, mit Begeisterung und innerer Anteilnahme stellt er sich neuen Herausforderungen. Alles an ihm ist spontan, unverbraucht und ehrlich. Selbst als er als alter Mann nach jahrzehntelanger Sklavenarbeit wieder die Freiheit erlangt, wirkt er weder müde noch gebrochen. Das Kind, das er einst war und ihn ungestüm hat aufbrechen lassen, lebt in seinem Inneren weiter. Biblische Hinweise für diese besondere Qualität des Kindseins finden wir wieder im Evangelium nach Matthäus. Jesus reagiert hier auf einen Streit unter seinen Jüngern. Diese Auseinandersetzung entzündet sich an der Frage: „Wer ist denn im Himmelreich der Größte?“ (Mt 18,3). Jesus antwortet darauf, indem er ein Kind herbeiruft, es in die Mitte stellt und seine Jünger auffordert: „Wenn ihr nicht umkehrt und werdet wie die Kinder, werdet ihr nicht in das Himmelreich hineinkommen“ (Mt 18,2). Jesus geht also gar nicht auf die Frage der Jünger ein. Vielmehr kratzt er an deren offenkundiger Oberflächlichkeit und bringt das zentrale Thema dahinter zum Vorschein: Wie stehe ich vor Gott? Oder noch präziser: Wie muss ich leben, um richtig vor

Gott zu stehen? Die Antwort liegt für Jesus im Kindsein, also im Gegensatz zu dem, was das Erwachsensein ausmacht. Dabei schwingt in diesen Worten Jesu nichts Liebliches oder gar Kindisches mit. Vielmehr geht es um eine besondere Haltung, die in folgenden Gegensatzpaaren noch deutlicher hervortritt: Vertrauen statt Kontrolle, Angewiesensein statt Selbstbestimmung, Bescheidenheit statt Streben nach Geltung. Wer sich diese Haltung zu eigen macht, wird im Himmelreich der Größte sein. Jesus geht sogar noch einen Schritt weiter: „Und wer ein solches Kind in meinem Namen aufnimmt, der nimmt mich auf“ (Mt 18,5). Dies führt uns nun wieder zurück zur Legende vom vierten König und zu seiner großen Aufmerksamkeit für die Not der anderen. In der Rede vom Weltgericht (Mt 25) wurde deutlich: All das Gute, das er ihnen zuteil werden hat lassen, hat er Jesus Christus selbst getan. Nun stehen wir vor der Zusage Jesu, dass jeder, der ein solches Kind aufnimmt, ihn selbst aufnimmt. Dabei geht es jedoch nicht um das Kind, das Jesus in die Mitte gestellt hat, sondern um die Haltung des Kindseins der Jünger. Dies wiederum zeichnet den König der Legende aus. Er ist aufmerksam für das Kleine und Schutzlose um ihn, aber auch in ihm. Weil er dieses innere Kindsein nicht verliert, bleibt in ihm die Sehnsucht nach dem Stern wach, macht er sich selbst als alter Mann nochmals auf die Suche nach dem König der Welt und erkennt er selbst im Gekreuzigten das Kind von Betlehem.

Auf diesem Hintergrund könnte die Legende vom vierten König auch ganz anders enden: Im Dunkel des Schiffes ertrug der junge König die Qual der Sklaverei. Doch als sie das Meer überquert hatten, wurde ihm seine Freiheit wiedergeschenkt. Die Sehnsucht nach dem Stern, nach der Begegnung mit dem König der Welt, brannte in ihm weiter. Sofort machte er sich auf den Weg. Bereits nach wenigen Tagen erreichte er Betlehem. Über einem schlichten Haus erstrahlte der Stern. Unsicher trat er ein. Die drei Könige waren bereits wieder auf dem Heimweg. Nur feiner Weihrauchduft erinnerte noch an den hohen Besuch. Mit zerschlissener Kleidung und ganz ohne Geschenk stand er vor dem Heiland der Welt. In einer Krippe lag das göttliche Kind. Es trug die Gesichtszüge des Neugeborenen, das er zu Beginn seiner Reise in der Wüste gefunden hatte. Sein Blick traf ihn mitten ins Herz. Er verstand: In jeder liebenden Begegnung schauen wir Gott und leuchtet das Bild des Erlösers in dieser Welt auf. Beschenkt und verwandelt kehrte er in sein Reich zurück. Von dieser besonderen Reise aber erfuhr niemand. Nur die Menschen, die ihm begegneten, meinten, einen feinen Duft zu vernehmen, und atmeten befreit auf.





### ***Mensch sein***

Kein blaues Blut,  
kein König der Herzen.  
Weder Herrschaft noch Macht  
im Dienst der Lebenskraft.

Sitzt mir in der Nase  
Duft der Not und Angst.  
Führt mich dir entgegen  
wird mein Heimatland.

Reißt mich aus den Tiefen,  
ziehst mich hoch zu dir.  
Salbst mich dir zur Ehre –  
deine Würde schenkst du mir.

Großes tief verborgen,  
kindlich nahst du mir  
fröhlich darf ich tanzen  
leben für und für.

